

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Josef der Zweite. Von Karl Jentsch	79
Der Milkäufer. Von Samuel Saenger	91
Gebürder Sanner. Von Auguste Hausner	99
Der Ruß. Von Eduard Goldsch	102
Selbstmörder. Von Schaeffer, Fölk, Miq, König, Kalkschmidt	104
Tschekow. Von Dmitrij Merschkowski	107
Spekulation in Lebensmitteln. Von Labou	113

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1907.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Max Ulrich & Co.,

Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:
 No. 675 Direktion.
 7913 Kasse u. Effektenabteilung.
 7914
 7915 } Kuxenabteilung.
 7916

Telegramme: **Ulrichsa.**
 Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.

Carlton Hotel Astoria
Restaurant früher *Kons*
 Berlin
 Unter den Linden 32


Selzer
 Laurence & Co., Holl.

Natürl. Mineralwasser.

Erfrischung. **Selzer** Gesundheit.

== Das beste wohlbekömmlichste Mineralwasser ==
 Jahres-Consum 4 Millionen Flaschen.

General-Vertretung:

C. A. Gustavus Inh.: A. Pause, Schöneberger Ufer 23.

Fernsprecher: Amt 6 No. 2810. Amt 9 No. 5395.

Man verlange stets **Grosskarbener Selzer.**



Waldemar Stahlknecht, Neuahaldensleben

Kunstkeram. Erzeugnisse

Bronce-Gefässe u. Blumenkübel (Terrakotta)

schiefelgraue geschliff. Fonds ☒ Pol. plast. Goldornamente

Wasserdicht! Dauerhaft!

Erhältlich i. d. Luxusgeschäften, wenn nicht auch direct.

„AGFA“ - Platten, Planfilms, Taschenfilms, Cassetten, Entwickler, Spezialitäten



◆
 Bezug
 durch die
 Photo-
 Händler
 ◆

„Agfa“-Preislisten 16seitig gratis. * „Agfa“-Photo-Handbuch 112 Textseiten 30 Pig.



Berlin, den 20. April 1907.

Josef der Zweite.

Der Nationalismus des achtzehnten Jahrhunderts entdeckte die natürliche Gleichheit aller ungeflügelten Zweifüßer (Justus Mölers Ausdruck) und es war darum ganz in der Ordnung, daß die Französische Revolution Alle, die der nicht so ganz rationalen Natur zu lang gerathen waren, einen Kopf kürzer machte. Die Standesunterschiede hatten aufzuhören und der Patriotismus mußte einem Kosmopolitismus weichen, der, von der französischen Nation verkörpert, das Werk der allgemeinen Menschenbeglückung damit einleitete, daß er den Nachbarvölkern mit Pulver und Blei die Freiheit aufzwang. Die romantische Reaktion dann, die übrigens schon von Herder vorbereitet war, entdeckte die Schönheit des „Völkischen“; und seitdem hat sich, das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch, der Nationalismus immer stärker entwickelt, bis zum Panislaismus, Vangermanismus, englischen Imperialismus. Auch der Panislaismus ist doch eigentlich Arabismus. Den allermeisten Lärm aber machen nicht die großen Nationen, sondern die Nationchen und Nationalitätensplitter, die sich selbst, ihre Daseinsberechtigung, ihre Kulturmission und die Schönheiten ihrer Literatur entdecken. Nachdem wir dieses Schauspiel lange genug in nächster Nähe genossen haben, sehen wir es im Westen einen „Abtheil“ der Weltbühne beschreiten. Die Félibres erwecken die provençalische Dichtung zu neuem Leben. Die Bretonen wollen in ihrem keltischen Idiom gepredigt und die Kinder unterrichtet haben. In Wales steigt der Druidenritus aus seinem seit zwei Jahrtausenden geschlossenen Grab hervor, und wenn der Bewohner dieses übrigens dem englischen Monarchen treu ergebenden Landes von einem Engländer angedredet wird, stellt er sich, als ob er kein Englisch verstünde. In Irland endlich ist eine starke Bewegung für Wiederherstellung der beinahe vergessenen Volkssprache im privaten und öffentlichen Verkehr entstanden. Alle

diese Bewegungen stellen in ihrer Gesamtheit eine Reaktion der Natur dar gegen die Macht der Kultur und des Verkehrs, die alle Grenzen niederzureißen und die Völker in einen Völkerbrei aufzulösen drohen. Die Natur oder die Vorsehung, deren Absichten die Sage von der babylonischen Sprachverwirrung sinnbildet, hat die Einrichtung getroffen, daß ein bestimmter Boden zusammen mit einem bestimmten Himmel und einer bestimmten Lage je eine besondere Art von Pflanzen, Thieren und Menschen bildet. Die so entstandene neue Spielart verfestigt sich durch Vererbung, besonders bei Reinkultur, zur Rasse, die, einmal entstanden, ihre Eigenthümlichkeiten auch dann noch lange Zeit hindurch bewahrt, wenn sie auf einen anderen Boden und unter einen anderen Himmel verpflanzt wird. Zu den auffälligsten Kennzeichen der Menschenrassen gehört die Sprache; und in welchem Grade örtliche Absonderung sprachschöpfend wirkt, konnte man vor einigen Jahrzehnten noch (seitdem wird wohl der Verkehr viel ausgeglichen haben) in unseren deutschen Gebirgen erfahren: fast jedes Thal hatte seinen eigenen Dialekt. Im brasilianischen Urwald, wo die Siedler der wenige Meilen weit von einander entfernten Lichtungen nur auf den an Windungen reichen Flußläufen mit einander verkehren können, sollen die Abweichungen so stark sein, daß jede kleine Horde eine eigene, den übrigen gar nicht verwandte Sprache zu haben scheint. Also dieser natürliche Zustand reagirt heute gegen den Weltverkehr. Und diese urwüchsigte Reaktion wird von der politischen unterstützt, die, aus verschiedenem Interesse entsprungen, die in ihrem Seelen- und Geistesleben längst geeinten „guten Europäer“ Mittel- und Westeuropas zwingt, eine feindliche Haltung gegen einander zu mimen.

Sind Nationalismus und Sprachverwirrung vom Schöpfer gewollt, so werden sie weder mit noch ohne Esperanto beseitigt werden. Aber die *causa prima* bedient sich zur Verwirklichung ihrer Absichten der *causae secundae*, in unserem Fall der denkenden und wollenden Menschen, und Politiker haben manchmal zu erwägen, ob sie nicht vielleicht blindlings die Rolle einer *causa secunda* spielen, die sie mit sehenden Augen nimmermehr übernehmen würden, ob sie nicht gerade solche Absichten der Vorsehung fördern, die ihnen wider den Strich gehen. Die sich vor solchem Mißgeschick hüten wollen, thun gut, von Zeit zu Zeit einen Blick auf das Bild des Mannes zu werfen, der als eine der mächtigsten *causae secundae* in dem Prozeß der übertriebenen Nationalisirung gewirkt, ja, der ihn für den europäischen Osten in Gang gebracht hat.

Nach dem Sturz des Winterkönigs haben die Jesuiten das Czechenvolk germanisirt; natürlich nicht aus Liebe zum deutschen Volksthum und zur deutschen Sprache, sondern aus Furcht vor dem Hufitismus. Die czechische Sprache verkümmerte zur literaturlosen Bauernsprache. Josef des Zweiten stürmisches Bemühen, diesen Nest des Czechenthums in kürzester Frist vollends auszuroden, weckte den Widerstand und bereitete so den Boden für die spätere literarische

Renaissance dieses Volksthum's durch Balady und Nieger. Den Magnaren zwang Josef das Deutsche als Staatsprache auf statt des Lateinischen. Dieses hätte man wohl im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts als einen Anachronismus von selbst aufgegeben, aber man hätte dann sicherlich das Deutsche gewählt statt des unbequemen und in Europa eigentlich ganz unmöglichen asiatischen Termetem; doch das Deutsche hatte der Zwang verhaßt gemacht: und nun haben wir die Bescherung. Wenn man als Einsiedler in einer Kleinstadt lebt, ist man mit seinen Informationen zu einem guten Theil auf glückliche Zufälle angewiesen. So ist mir außer manchem anderen Wissenswerthen verborgen geblieben, ob eine gute und genügende, eine urkundliche, ausführliche und unparteiische Biographie Josefs des Zweiten existirt. Sollte es eine geben, so würde wenig von ihrem Inhalt ins Publikum gedrungen sein. Bei der Feier des „hundertjährigen Todestages“ (so heißt es ja wohl in der neueren Sprache des Volkes der Denker), am zwanzigsten Februar 1890, hat man wenigstens von Bekanntschaft mit dem wirklichen Josef nicht viel gemerkt. Die großen Zeitungen speisten ihr Publikum mit den alten Phrasen ab von dem edlen Menschenfreund auf dem Thron, von dem Herrscher, für dessen Beglückungspäne das Volk noch nicht reif gewesen sei. An dem Mißlingen war jedoch weniger die Unreife des Volkes schuld als der Jakobinergeist des Beglückers, der andere Menschen nicht nach ihrer eigenen Fassung selig werden lassen wollte und für dessen Uniformirung- und Unifizirungswuth kein Volk reif sein durfte, wenn seine Angehörigen nicht auf Eigenart verzichten wollten, also auf einen der wesentlichsten Vorzüge, die den Werth der menschlichen Persönlichkeit ausmachen. Das erkennen ja nun auch die neueren Universalgeschichten an, die freilich das Leben des aufgeklärten und menschenliebenden Despoten nicht ausführlich darstellen können. Aber in die Zeitungen, aus denen das Publikum in viel reichlicherem Maße Belehrung schöpft als aus Universalgeschichten, ist auch dieses knappe Ergebnis der historischen Kritik noch nicht gedrungen. Mönche vertrieben, Kirchengut konfisziert und Tolernzgedikte erlassen zu haben: Das sind eben so ungeheure Verdienste in den Augen unserer Liberalen, daß an Einem, der sie sich erworben hat, die Mißverdienste nicht aufgedeckt werden dürfen. Selbst eins nicht, das in den Augen unserer für Parlamentarismus schwärmenden

Josef der Zweite, Kaiser von Österreich, König von Ungarn, Böhmen, etc.

thätigkeit auch dem (hierin Josef seelenverwandten) „Liberalismus“ des europäischen Kontinents bis auf den heutigen Tag noch anhaftet: die Mitwirkung der Volksvertretung an der Gesetzgebung sieht er doch heute für einen so wesentlichsten Bestandtheil seines Programmes an, daß er sich nicht einmal damit begnügen zu dürfen, sondern die Krone oder das republikanische Staatsoberhaupt dabei ausschalten zu müssen glaubt. Josef aber verwarf jede Mitwirkung des Volkes, vernichtete alle ständischen Rechte und traf alle Anordnun-

gen aus eigener Souveräner, ganz unumschränkter Machtvollkommenheit. Die Geschichte seiner Regierung kann ich nun freilich weder hier noch überhaupt schreiben, aber zu Ruh und Frommen der Leute, die unaufhörlich nach dem starken Mann schreien und eine Regierung desto mehr lieben und bewundern, je mehr sie einen Theil ihrer Unterthanen durch unweise Gewaltthätigkeit erbittert, will ich einige intime Charakterzüge des unglücklichen Monarchen andeuten, die noch zum Jakobinergeist hinzukommen und dazu beitragen, seine Mißerfolge zu erklären. Daß einige seiner Reformen an sich gut und nothwendig gewesen sind, stelle ich natürlich nicht in Abrede.

Am achtzehnten August 1765 starb Kaiser Franz; und Josef, von Maria Theresia zum Mitregenten ernannt, begann sofort, zunächst den Hof zu reformiren. Daß er Einfachheit erzwingen und Ersparnisse machen wollte, war ja gut. Aber manche Anordnung war recht kleinlich. So verbot er den Damen den Gebrauch der Schminke. Es machte ihm Spaß, zu konstatiren, daß sie jetzt wie Gespenster aussähen, und daß die bei den Trauerfeierlichkeiten nach der Vorschrift vergossenen Thränen ihren Teint nicht gefährdeten. Eine Erlaucht rief entrüstet: „Nicht einmal über sein eigenes Gesicht soll man verfügen können? Das habe ich doch nicht vom Staat, sondern vom Himmel bekommen“; und verschwand auf ihre böhmischen Güter. Verständiger und löblich war, daß er die Jagdfronen aufhob und die Wildschweine auszuroden beschloß. Mit seinem Bruder Leopold hatte ihn die zärtlichste Freundschaft verbunden. Die erlangte Selbstständigkeit verwickelte sie rasch in einen ärgerlichen Konflikt. Der achtzehnjährige Leopold (Josef war vierundzwanzig Jahre alt) erhielt die Sekundogenitur Toskana. Unmittelbar nach der Bestätigung des Vaters vollzog er in Innsbruck seine durch Procura schon geschlossene Ehe mit der Infantin Marie Luise und am dritten September hielt das junge Paar seinen Einzug in Florenz; die Toskaner nannten ihren neuen Großherzog Pietro Leopoldo. Als Ausstattung hatten die Neuvermählten ein Kapital bekommen, dessen Höhe und Herkunft (einen Theil scheint der König von Spanien beige-steuert zu haben) aus dem nur unvollständig veröffentlichten Briefwechsel aller Bethelligten nicht zu ersehen ist. Nach der Testamentseröffnung nun erklärte Josef, dieses Geld gehöre ihm, als dem Universalerben, oder vielmehr dem österreichischen Staate, *ayant fait cession de tout héritage à la monarchie*. Für seine Person würde er verzichten können, als Staatsoberhaupt dürfe er es nicht. Er ersuche demnach Leopold, diesen Schatz nach Wien zu schicken. Obwohl er dazu nicht verpflichtet sei, wolle er seinem geliebten Bruder, so lange Dieser lebe, vier Prozent Zinsen zahlen. Leopold weigert sich und begründet die Weigerung mit der Darlegung seiner Rechte und der Bedürfnisse seines armen Landes. Josef antwortet in herrischem Ton als Oberhaupt des Staates und der Familie. Leopold antwortet, der Brief des Bru-

derß habe ihn tief betrübt. Hätte er die Wirkung seines Schreibens voraussehen können, so würde er auf die Darlegung seiner Rechte verzichtet haben. Da Josef den Majordomus Botta für den eigentlichen Verfasser der florentiner Briefe hält und deshalb bedroht, vertheidigt Leopold den Mann: Botta habe alle Anordnungen Josefs befolgt und in der ganzen Angelegenheit als rechtschaffener Mann gehandelt. Wenn er, Leopold, nun auch bereit sei, auf jeden persönlichen Genuß von dem Gelde zu verzichten, so dürfe er doch sein Ländchen nicht ruiniren, das nothwendig Geld brauche. Er schlägt deshalb eine Finanzoperation vor, durch die das Kapital für beide Theile nutzbar gemacht werden könne. Darauf geht Josef nicht ein. Er wiederholt: Das Geld in der florentiner Kasse gehört mir so unzweifelhaft wie der Dukate in meiner Tasche. Wir brauchen hier unbedingt eine große Summe baren Geldes. Eine Stärkung der österreichischen Finanzen, die uns in den Stand setzt, Toskana zu beschützen, ist für den Regenten dieses Landes wichtiger als hundert Austrocknungen de ces maremmes. (Für Toskana waren ces maremmes wahrhaftig keine Kleinigkeit. Leopold fand das einst blühende und reiche Ländchen, dessen beide vornehmsten Städte eine Weile Weltmacht spielen durften, verarmt, seine Bewohnerschaft vom Hunger und Sumpffieber dezimirt. Durch eine Reihe weiser, planmäßig und energisch durchgeführter Reformen hat Leopold den Wohlstand des Landes neu begründet. Alfred von Neumont ist ihm seiner febronianischen Kirchenpolitik wegen nicht recht hold, sieht sich aber doch zu dem Bekenntniß genöthigt, daß die Reformarbeit dauernden Segen gestiftet hat, und nennt Leopold den Schöpfer des modernen Toskanas). Josef legte die Korrespondenz Maria Theresia zur Begutachtung vor. Sie antwortete nach längerem Besinnen: „Du wirst mich beschuldigen, daß ich die Sache verzögere, aber versetze Dich in meine Lage. (In der französischen Korrespondenz versteht sich das vous von selbst, aber im Deutschen paßt zum mütterlichen Ton der Briefe der großen Kaiserin an ihre Kinder keine andere Anrede als „Du“, auch hat sie sie, wenn sie deutsch schrieb, wirklich geduzt.) Zwischen zweien meiner Söhne sehe ich Zwietracht entbrennen, und zwar wegen einer Sache, die nicht werth ist, daß ihretwegen eine so zatte und heilige Freundschaft zerstört werde. Dein erstes kurzes Schreiben würde mich erschüttert haben, wenn ich nicht wüßte, daß nach reiflicher Ueberlegung Vernunft und Liebe wieder siegen werden. Einen jungen Monarchen, den sein Naturell und der ihm überreichlich gespendete Weihrauch ein Wenig aufgeblasen haben, ärgert das kleinste Hinderniß, das sich ihm auf seinem Weg entgegenstellt. Im Brief Deines Bruders finde ich nichts, was Deinen Unwillen erregen müßte, nichts Anstößiges; in Deinem dagegen starke Uebellaunigkeit. Ich lese Eure Briefe noch mehrmals und bespreche sie mit Kauniz, wenn ich ihn haben kann, da ich meinem eigenen Urtheil nicht hinlänglich traue.“ In einem zweiten Schreiben

kritisiert sie die einzelnen Ausdrücke und Wendungen; so, daß er sich wiederholt den Aelteren nennt. „Wenn Du Dich immer als den im Rang Höheren gefühlt und die damit gegebene Distanz zwischen Euch innegehalten hättest, dann wäre Leopold unentschuldbar. Aber wie oft hast Du Dich ihm gegenüber wie der Jüngere benommen!“ Wie Josef ihn zu demüthigen suche, indem er den überlegenen Weisen spiele: Das gehe über den glorieux dans la comédie. Sie habe lachen müssen, obwohl ihr wahrhaftig nicht lächerlich zu Muth gewesen sei. „Das sind so die Betrachtungen einer guten Alten, die Du ins Feuer werfen wirst; aber ich mußte Dir doch einmal ordentlich die Wahrheit sagen.“ Uebrigens war sie auch mit dem Stil von Leopolds Briefen nicht zufrieden, aber sie wusch nicht ihm, den sie als unmündigen Jüngling behandeln zu sollen glaubte, den Kopf, sondern seinen Rathgebern. Dazwischen täuschte sie sich freilich. Leopold bewies vom ersten Augenblick seiner Regierung an eine für sein Alter bewundernswerthe Klarheit und Selbständigkeit des Urtheils und einen eisernen Willen. Der Vormünder, die ihm die sorgende Mutter mitgegeben hatte, entledigte er sich sehr bald mit sanfter Gewalt. In Beziehung auf die unumgängliche Nothwendigkeit, einige Millionen Bargereld in die Staatskasse zu schaffen, änderte Josef rasch seine Meinung. Als Leopold schon zur Uebersendung des Schatzes bereit war, schlug Josef vor, der Großherzog solle statt Dessen ein Infanterieregiment in die Lombardei schicken und dort unterhalten, was nun Leopold wieder für unmöglich erklären mußte. Uebrigens wurde die Freundschaft im brieflichen Verkehr wieder hergestellt. Drei Jahre später sehnte sich Josef leidenschaftlich nach Leopold und betheuert ihm: *Une princesse en Europe seroit contente, si j'étais aussi amoureux d'elle que je le suis de vous.* Viel plaudert er mit ihm über ihr Verhalten gegenüber den Frauen und zieht den Bruder ein Wenig auf, daß er den Cato spiele. An den Erfolgen seiner leidenschaftlich betriebenen Reformarbeit verzweifelt er schon im siebenten Jahr seiner Regierung. Im April 1772 schreibt er: „Tauschen wir, mein Freund: ich trete Dir mit Vergnügen mein Erstgeburtsrecht ab und verlange nicht einmal ein Einsengericht dafür; car je suis d'une mélancolie noire et sans espérance pour l'avenir, car les choses en tout genre se détériorent de façon qu'il n'y a plus moyen d'avancer ni d'oser seulement espérer pouvoir jamais faire dans sa vie quelque chose de bon.“

Längere Zeit vorher hatten Aeußerungen Josefs über den General der Kavallerie Grafen D'Alfons und Verfügungen, die er an Kaunitz und den Reichshofrathspräsidenten Grafen Ferdinand Hartach gerichtet hatte, Maria Theresia Anlaß gegeben, ein durchaus nicht schmeichelhaftes Charakterbild ihres Erstgeborenen zu entwerfen. Sie schreibt am vierzehnten September 1766 an Josef einen langen Brief, in dem wir lesen: „Was Du von Alfons sagst, kann ich nicht mit Still-

schweigen übergehen. Seit ich ihn kenne, habe ich ihn niemals so selbstüchtig und bösdartig gefunden, daß ich ihm zutrauen könnte, er werde aus Eigennuz Jemandem ein Unrecht zufügen. Er ist, so weit ich ihn kenne, ernsthaft und streng, aber pflichteifrig und gerade, nicht im Mindesten ränkefüchtig. Warum ihn ungünstig beurtheilen und sofort verdammen? Ich fürchte sehr, daß Du mit der schlechten Meinung, die Du von den Menschen im Allgemeinen hast, die kleine Zahl ehrlicher Leute, die Du noch hast, vollends verlieren wirst. Das ist ein sehr wesentlicher Punkt. Denn ein Mensch, der sich keiner bösen Absicht bewußt ist, erträgt keinen Verdacht; wenn er kann, so macht er sich fort; kann er's nicht, so vermindert sich sein Diensteyfer. Vertrauen ist die Haupttriebkraft; wo Das fehlt, da fehlt Alles.“ Ueber den Ton der erwähnten Verfügungen schreibt sie in dem selben Briefe: „Es schmerzt mich, daß Du eine Genugthuung darin finden kannst, Andere zu erkälten und durch Ironie zu demüthigen. Ich muß Dir sagen, daß ich mein Lebtag gerade entgegengesetzt gehandelt habe. Ich suchte immer die Leute lieber durch gute Worte dahin zu bringen, daß sie thaten, was ich wollte; lieber durch Uebertredung als durch Zwang. Dabei habe ich mich wohl befunden und ich wünschte nur, Du sündest in Deinen Staaten und in den Menschen eben so viele Hilfsquellen, wie ich sie gefunden habe. Glaubst Du, auf diese Art Dir Deine Unterthanen treu erhalten zu können? Wie sehr fürchte ich, Du werdest Schurken in die Hände fallen, die sich, um ihre Absichten zu erreichen, Alles gefallen lassen, auch Dinge, die ein edles und aufrichtig ergebenes Gemüth nimmermehr erträgt! . . . Und was mich am Meisten bestürzt macht: Du hast nicht in augenblicklicher Wallung geschrieben, sondern vierundzwanzig Stunden überlegt, ehe Du mit Deiner Ironie diesen Männern den Dolch ins Herz stießest und Vorwürfe aussprachest, die schon deshalb übertrieben erscheinen, weil Du die Personen, gegen die sie gerichtet sind, hochschätze und Dir zu erhalten wünschest; fast muß ich bezweifeln, daß Du es aufrichtig damit meinst. Ich fürchte, Du wirst keine Freunde finden, Niemand, der für Jofef Anhänglichkeit fühlt; gerade Jofef willst Du ja vor Allem sein; und gerade Jofef ist es, nicht der Kaiser und nicht der Mitregent, aus dessen Herzen jene häßlichen, beißenden und ironischen Redendarten hervorgehen. Das ist es, was mich beunruhigt, was Dein Unglück ausmachen und das der Monarchie und der ganzen Familie nach sich ziehen wird. Ich hatte mir geschmeichelt, daß, wenn ich stürbe, Deine Staaten und unsere zahlreiche Familie an mir nichts verlieren, vielmehr durch den Wechsel nur gewinnen würden. Kann ich Das noch, wenn Du Dich in einem Ton gehen läßt, der jedes Wohlwollen und jede Freundschaft verbannt? Daß Du damit ein berühmtes Muster nachahmst, ist nicht schmeichelhaft für Dich. Dieser Held, der so viel von sich reden gemacht hat, dieser Eroberer, hat er einen einzigen Freund? Muß er nicht Allen mißtrauen? Was für ein Leben, dem alle Gemüthlich-

keit fehlt (où l'humanité est bannie)! Zudem ist die Liebe die Grundlage unserer heiligen Religion und Jedermanns Pflicht; glaubst Du, sie zu erfüllen, wenn Du mit Deiner Ironie sogar Männer verkehrst, die uns große Dienste erwiesen haben und deren Schwächen von keiner anderen Art sind als die, an denen wir Alle leiden, durch die sie weder dem Staate noch uns, sondern höchstens sich selber schaden? Ein einfaches Ja oder Nein wäre viel besser gewesen als dieser ganze Schwulst von Redensarten, in dem Du mit Deiner Schreibfertigkeit selbstgefällig glänzest. Hüte Dich davor, Dir im Ausprechen von Bosheiten zu gefallen! Dein Herz ist noch nicht böse, wird es aber werden. Es ist die höchste Zeit, daß Du Dir den Geschmack an diesen Witz und geistreichen Redensarten abgewöhnst, mit denen Du Andere lächerlich machst und kränkst. Hast Du damit alle rechtschaffenen Leute verschreckt und die Thür nur noch für Schurken offen gelassen, dann bildest Du Dir ein, das ganze Menschengeschlecht sei keiner Liebe und Achtung werth. Du hast ja das Beispiel der Singendorffe vor Augen. Geist, Talent, angenehme Umgangsformen kann man diesen Leuten nicht absprechen, aber kein Mensch hält es mit ihnen aus; sie sind schlechte Familienglieder und eben so schlechte Unterthanen und taugen überhaupt für keinen Beruf. Für einen Monarchen wäre ein solcher Charakter ein noch weit größeres Unglück; er würde ihn selbst und seine Unterthanen zu Grunde richten. Nach dieser langen Predigt, die Du meiner zärtlichen Liebe zu Dir und zu meinen Vätern verzeihen wirst, will ich Dir in einem Worte sagen, was Du mit allen Deinen Talenten und persönlichen Vorzügen bist: eine Buhlerin; Du buhlst mit dem Esprit (tu es une coquette d'esprit); wo Du Esprit gefunden zu haben meinst, läufst Du ihm ohne Besinnung nach. Hast Du in einem Buch oder im Gespräche einen Witz oder eine geistreiche Redensart aufgeschnappt, so wendest Du sie bei der ersten Gelegenheit an, ohne zu überlegen, ob sie paßt. Und nun, zum Schluß, nehme ich Dich beim Kopf und drücke Dir einen zärtlichen Kuß auf und wünsche, Du möchtest mir nie wieder solchen Verdruß machen mit Deiner bösen Schreibweise, da ich Dich gern von aller Welt geehrt und geliebt sehen möchte, wie Du es verdienst, und halte mich immer für Deine gute, alte, treue Mutter."

Josef antwortete ganz zerknirscht. Was das Berühmte Muster betrifft, so hatte er schon vorher einmal an seine Mutter geschrieben: „Die Minister erweisen mir zu viel Ehre, wenn sie sagen, ich hätte den König von Preußen zu meinem Vorbild erwählt; ein ehrlicher Mann kann Den doch nicht nachahmen; und den Charakter des ehrlichen Mannes mag ich noch so schöner Vorbilder wegen, die damit unuerträglich sind, nicht aufgeben.“ Vielleicht schreibt er so nur seiner Mutter zu Gefallen, denn Ungerechtigkeit gegen ihren furchtbaren Gegner war die einzige Schwäche dieser großen Frau. Josef übersendet ihr im April 1778 eine eigenhändige Schreiben, das Friedrich der Große

an ihn gerichtet hat. Maria Theresia antwortet, sie gestehe ihre Schwäche; dieser schlecht stilisirte und unorthographische Brief habe ihr Vergnügen bereitet; man sehe daraus, daß es monstre doch noch kein Universalgenie sei und daß er nicht mal unter den ihn umgebenden vierzigtausend Mann einen Schreiber gehabt habe, der sein schmutziges Veinzeug hätte waschen können. Ziemlich unorthographisch ist auch das Schreiben, das Friedrich gelegentlich der neisser Zusammenkunft dem Kaiser übersandte. Diese Entrevue, die im August 1769 stattfand, sollte in der dem russisch-türkischen Konflikt gegenüber zu nehmenden Stellung Einigung erzielen. Josef berichtete aus Neisse täglich seiner Mutter. Der König, schreibt er, „ist ein Genie und spricht wunderbar schön, aber jeder seiner Sätze verräth den Schelm. Er besleichtigt sich übertriebener Höflichkeit und fließt von Freundschaftsbetheuerungen über, aber das alte Mißtrauen steckt noch in seiner Seele oder vielmehr in seinem Charakter.“ In einem späteren Bericht gesteht er jedoch, bei mehreren Gelegenheiten sei es ihm vorgekommen, als ob es der König aufrichtig meine; besonders bei Besprechung der choses passés sei er so offenerzig wie möglich gewesen. (Ganz ähnlich hat sich Friedrich in seinen Mémoires ausgedrückt: der junge Fürst habe eine Offenheit „affectirt“, die natürlich zu sein geschienen habe.) Des Königs solides Wissen, besonders im Militärsach, imponirt Josef; von Finanzen habe Jener nicht gern gesprochen. Die Jesuiten habe er mit Lob überhäuft; nur die Moral von Busenbaum (der den Königsmord für unter Umständen erlaubt erklären soll) bedürfe der Korrektur. Die Fortschritte der Russen erfüllten ihn mit ernstern Sorgen; um sie aufzuhalten, werde ganz Europa genöthigt sein, sich zu erheben.

Auf die Gemüthsverfassung Josefs in seinen letzten Lebensjahren, als sich der allgemeine Widerstand gegen seine Maßregeln erhob, läßt die Korrespondenz Leopolds mit seiner Schwester Marie Christine einige Schlüsse ziehen. Diese zweite Tochter der Kaiserin wurde 1780 mit ihrem Gemahl, dem Herzog Albert von Sachsen, nach den Niederlanden geschickt, wo Beide unter dem Titel von Generalstatthaltern die Regierung zu führen hatten. Als die Unruhen ausbrachen, geriethen sie dadurch in eine schlimme Lage, daß sie von Wien schlechterdings keine Verhaltungsmassregeln erlangen konnten, durch eigenmächtige Nachgiebigkeit gegen die Forderungen des Volkes aber den Zorn des überlaunigen und selbstherrlichen Kaisers zu erregen fürchten mußten. Dieser war schon sehr leidend; und so wandten sie sich denn an den Thronfolger Leopold. Da entwickelte sich nun eine sehr lebhafte Korrespondenz, die mit der größten Vorsicht geführt werden mußte, weil der mißtrauische Monarch und dessen Diener sie mit Spähern umgaben und die Briefe vor unbefugter Oeffnung nicht sicher waren. Man verabredete Chiffresysteme und schrieb auch mit Zitronensaft. In Spamers Illustriertes Weltgeschichte heißt es: „Zum Unglück für Josef ließ die Statthaltertschaft Sicherheit und Kraft vermissen“. Aber wie

wurden Albert und Marie Christine behandelt! Sie wollten, von ihrer ersten Flucht zurückgekehrt, dem Aufruhr Widerstand leisten; der Minister, Graf Trautmannsdorf, aber, der von Wien aus instruiert wurde, drängte sie, Brüssel zu verlassen. Marie Christine erklärte, sie habe keine Furcht, sehe auch vorläufig noch gar keine Gefahr; es sei Ehrensache für sie, zu bleiben. Darauf erwiderte Trautmannsdorf: „Da Sie einen solchen Ton anschlagen, so muß ich Ihnen diesen Brief übergeben.“ Dieser Brief enthielt einen ausdrücklichen Befehl des Kaisers. Dem Kaiser muß man gehorchen, sprach die Statthalterin; aber dann sollten Trautmannsdorf und der Militärgouverneur ihnen schriftlich bezeugen, daß sie nur auf Befehl des Kaisers gingen. Dessen weigerten sich die beiden Herren; nicht einmal ihren eigenen Leuten, wurde dem erzhertzoglichen Paar gesagt, dürften sie die Ursache der Abreise anvertrauen, so daß sie also den Schein einer schimpflichen Flucht auf sich nehmen mußten. Auch Leopold bekam die Ordre, sich zur Abreise nach Wien bereit zu halten, und saß drei Monate lang bei gepackten Koffern mit Frau und zwölf Kindern. (Als das letzte kam, schrieb er: Dieses Geschenk hätte sich meine Frau eigentlich sparen können.) Ihm graute vor dem Gedanken, in Wien leben und sich gegen die Mitverantwortung sträuben zu sollen, die ihm der Kaiser aufzubürden suchen werde. Wenn ich mich zur Mitregentschaft verstehe, schreibt er, dann würde es so aussehen, als ob ich die Grundsätze des Kaisers theilte und seine Anordnungen billigte, und ich würde für immer meinen Ruf, das Vertrauen der Höfe und des Publikums verlieren. Seinen ältesten Sohn Franz hatte man schon nach Wien kommen lassen und arbeitete daran, ihm die autokratischen Grundsätze des Kaisers einzupfropfen und ihn speziell gegen die Niederländer einzunehmen, die nur mit gewaltsamen Mitteln in Ordnung gehalten werden könnten. Einige der gegen die Ungarn erlassenen Verfügungen rückgängig zu machen, gelang ihm von Florenz aus. Nach den Niederlanden schickte er am siebenzehnten Februar 1790 eine schon im August 1788 verfaßte Proklamation, die sofort nach dem Tode des Kaisers veröffentlicht werden sollte, aber vor dem Eintreffen der Todesnachricht nicht bekannt werden dürfe; Das würde heißen, den Kaiser bei seinen Lebzeiten desavouiren, ce qui serait terrible. Die Proklamation enthält die Aufhebung aller von Josef eingeführten Neuerungen. Außerdem überfandte er den Statthaltern eine Denkschrift, die ihn von den Anklagen rechtfertigen sollte, die seiner toskanischen Kirchenreform wegen gegen ihn erhoben wurden. Darin entwickelt er auch seine streng konstitutionellen Grundsätze. „Ich glaube, daß der Souverain, auch der erbliche, nur ein Beauftragter und Beamter seines Volkes ist, dem alle seine Sorgen, Mühen, Nachtwachen gehören; daß in jedem Lande ein Grundgesetz oder Kontrakt zwischen Volk und Souverain nothwendig ist, der die Autorität und den Machtbereich des Herrschers einschränkt; daß durch Nichtbeobachtung dieser Verfassung

der Souverain thatsächlich auf sein Amt verzichtet, daß ihm nur unter den durch die Verfassung bestimmten Bedingungen übertragen worden ist, und daß man in diesem Fall nicht mehr verpflichtet ist, ihm zu gehorchen; daß dem Souverain die Vollzugsgewalt zukommt, die gesetzgebende Gewalt aber dem Volk und seinen Vertretern; daß bei jedem Regierungswechsel das Volk neue Bedingungen stellen darf; daß ferner der Souverain sich weder direkt noch indirekt in den Gang der Civil- und der Kriminalrechtspflege einmischen, daß er weder das Verfahren (*les formes*) oder die Strafe ändern noch Kommissionen einsetzen, Personen delegiren darf; daß der Souverain dem Volk alljährlich genaue Rechenschaft über die Finanzverwaltung schuldig ist, daß er nicht das Recht hat, willkürlich Steuern auszusprechen; daß dieses Recht nur dem Volk zusteht, dessen Vertreter, nachdem ihnen der Souverain die Bedürfnisse des Staates dargelegt hat, über die Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit der ihnen gemachten Vorschläge zu befinden haben; daß die Steuern nur auf ein Jahr bewilligt werden können und daß die Bewilligung nur erneuert werden darf, wenn der Souverain das Bedürfniß nachweist und nachdem er über die Verwendung der bisher erhobenen Steuern eine genaue, detaillirte und zufriedenstellende Rechnung gelegt hat.“ Und so weiter. Man darf nicht glauben, daß diese Grundsätze eine Frucht der Französischen Revolution oder gar der Furcht vor ihr gewesen seien. Leopold hatte sie lange vorher gewonnen und sein toskanisches Reformwerk mit einer Verfassung gekrönt. An Festigkeit gebracht es ihm nicht und in Niederschlagen von Revolten war er nicht weichherzig. Die Baumwollenseele seines Schwagers Ludwigs des Sechzehnten verachtete er und beschrieb vollkommen richtig das aus Festigkeit gegen unverschämte Zumuthungen und Bereitwilligkeit zu vernünftigen Reformen gemischte Verfahren, das Dieser hätte einschlagen müssen. Den Forderungen der Ungarn gegenüber erklärte er als Kaiser, er würde eher sein Leben wagen, als ihren abscheulichen Zumuthungen nachgeben. Seine Lage nach dem Regierungsantritt in Wien war entsehrlich. *Tout le monde: provinces, pays, villes, noblesses, marchands, évêques, clergé, moines, demande des droits et privilèges, allant rechercher ceux qu'ils avalent du temps de Charlemagne, sans se contenter du juste et discret, et veulent tous obtenir, tout-de-suite, tout.* In den Niederlanden wurde die Ruhe leidlich wiederhergestellt, obgleich von der einen Seite die durch Leopolds toskanische Kirchenreform erbitterten Mönche und die römische Kurie, von der anderen die Sendlinge der französischen Jakobiner wühlten. Leopold glaubte, daß sich auch die preussische Regierung an der Wühlarbeit theilnehmen würde.

Heinrich von Engel urtheilt: „Josephs Bruder, der Großherzog von Toskana, hatte früher nicht selten die überstürzende und abenteuernde Politik des Kaisers getadelt und sich dadurch Josephs lebhaftes Mißfallen zugezogen. Jetzt sollte er als Nachfolger den tief erschütterten Staat von dem Rande des Absturzes

zurückziehen. Es war kein geringes Glück für das Haus Lothringen, daß gerade dieser Bruder vorhanden war, um die Lenkung auf so schwindelnden Wegen zu übernehmen. So gescheit und ruhig, so weich gemäßig und doch so unerschütterlich fest, trat er in die Geschichte ein und verstand sogleich, das Vertrauen um sich her zu verbreiten, das, an sich selbst eine Eroberung, alle künftigen Siege in sich schließt. Er war geistig genug, um die großen Prinzipien Josefs zu würdigen, und gerade so weit frivol, um sich von jedem idealen Streben in nüchternen Entfernung zu halten.“ Der letzte Satz bestreuet mich. Was in Josefs großen Prinzipien richtig war, Das besaß Leopold unabhängig von seinem älteren Bruder und hat es in Toskana verwirklicht; daß der Schauplatz so klein war und von der Welt unbemerkt blieb, vermindert nicht sein Verdienst. Ideal war sein Streben durchaus, nur nicht phantastisch, was Sybel vielleicht mit dem Wort „ideal“ gemeint hat. Von Frivolität habe ich weder in seinem Leben noch in seinen Briefen und sonstigen Aeußerungen eine Spur gefunden. Ueber Josef schreibt Sybel: „An der Aufrichtigkeit seines Strebens zu zweifeln, wäre fast sündhaft, in so zahlreichen Aeußerungen bricht es hervor, so erschütternd prägt es sich noch in den verzweifelnden Worten seines letzten Krankensagers aus. Daneben aber sehen wir den gekrönten Menschenfreund, wie ihn seine Zeit zu nennen liebte, nicht bloß gemeinschädliche Vorrechte des Adels oder des Klerus willkürlich zerreißen, sondern auch den tiefsten Grund des menschlichen Daseins, Religion und Heimatgefühl, mit nackter Gewalt antasten. Während er den Stolz seiner Gesetzgebung mit Recht in der Befreiung des ländlichen Eigenthumes findet, stört er den armen Bauern seiner Provinzen die einzige Form ihres geistigen Lebens, ihre katholische Andacht. Während er Gleichheit des Rechtes für Hoch und Niedrig verkündet, zwingt er Magyaren und Kroaten, bei deutschen Beamten in einer ihnen unverständlichen Sprache ihr Recht zu suchen. Endlich aber: der selbe Fürst, der im Innern seines Reiches keine andere Losung als Humanität und Wohlstand kennen will, erscheint nach außen als rücksichtsloser Eroberer, der auf allen Punkten seiner weiten Grenzen Händel anfängt, keinem schwächeren Nachbar Ruhe gönnt, mit keinem stärkeren in Frieden zu leben versteht und zuletzt den halben Erdtheil mit dem Geräusch seiner Waffen erfüllt. Welch ein Kontrast, wenn man seine Persönlichkeit und sein Thun mit jenem seines großen Nusters, Friedrich des Zweiten, vergleicht! Friedrichs Beweggründe sind überall tiefer und sittlicher und eben deshalb ist sein Handeln stets ruhiger, besonnener, zukunftreicher. Zufrieden, daß keine enge Rechtgläubigkeit ihn selbst und sein Volk weiter beherrscht, greift er an keiner Stelle in das religiöse Gewissen seiner Untertanen ein, wohl wissend, daß man eine Nation zu geistiger Freiheit erziehen, aber nicht zwingen kann. An dem entgegengesetzten Verfahren ist Josef gescheitert.“

Reisse.

Karl Zentsch.

Der Mitläufer.

Mitläufer: Das Wort hat, wie die ganze Sippe seiner deutschen Sprachverwandten, einen schmarozerhaften Beiklang. Wenig appetitliche Analogien aus dem Pflanzen- und Thierreich liegen nah. Erweitert es nicht die Vorstellung von Menschen, die, ohne Kraft zur Bildung eigenwüchsiger Ueberzeugungen, von der Gedankenwelt Anderer leben? Nur wechseln sie, mit deren Urtheilsvermögen es schwach bestellt ist, beim Wandel äußerer Umstände und Gelegenheiten auch ihre Ueberzeugungen, ändern die Richtung ihrer Mitläuferschaft beständig, verdammen heute, was sie gestern noch verehrt, gepriesen haben, und stellen keiner Sache, keinem Helden eine sichere Kundschaft. Eine charakterlose, unstete, auf Verrath und Treubruch angelegte Gesellschaft, nicht wahr? Kein anständiger Mensch möchte ihr zugezählt werden; keiner, den die Bürgerkrone die höchste aller Ehren dünkt. Wir haben nach den letzten Reichstagswahlen viel Böses über sie gehört. Nicht nur von den Sozialisten, die freilich besondere Gründe dazu hatten; sondern auch von politischen Moralisten, die, um die politische Atmosphäre von dem Pesthauch der Parteilosigkeit zu säubern und ihr moralischen Dyon zuzuführen, die Kompromißfeindlichkeit zum Dogma erhoben und jeden Menschen für einen Schmarozer am Menschheitbaum erklärten, der nicht im Stande sei, sich innerhalb gegebener Verhältnisse nach den Ge- und Verbotten eines eindeutigen Programms zu orientiren.

Diese strengen Richter halten nicht für möglich, daß im Schoß unserer so unübersehbar differenzirten Gesellschaft höchst werthvolle und höchst charaktervolle Menschen leben, die am Politischen als solchem kein besonderes Interesse nehmen. Diese Gruppe völlig Unpolitischer, schon an sich nicht allzu groß, schmilzt aber immer mehr zusammen, seit der Staat aus einer bloßen Nachtorganisation das gewaltigste Mittel geworden ist, Kulturzwecke zu erfüllen, und dazu an das Geld und den guten Willen der wahlfähigen Bürger täglich wachsende Ansprüche stellt; seit Bildung, Hygiene, Recht, Wirtschaft, Technik sich immer mehr sozialisiren und die Sphäre der willkürlichen Lebensgestaltung immer dichter einkreisen, seit die Spannung zwischen Regirern und Regirten nachgelassen und die moderne Staatsentwicklung Beide in ein Verhältniß gegenseitiger Kontrolle gesetzt hat. Es gehört die ungeheure Lebensenergie und das unzerstörbare Distanzgefühl des künstlerischen oder wissenschaftlichen Genies oder die unheilbare Verworrenheit eines anarchistischen Querkopfes dazu, die Ansprüche der Gemeinschaft an seine politische Theilnahme abzulehnen. Das Genie thut es aus berechtigtem Egoismus; und die Gesellschaft wird in Zukunft mehr noch als bisher dieses Verhalten billigen, weil sie von dieser Passivität Früchte erwartet, deren Genuß das Leben erst lebenswerth macht. Die Erfahrung der letzten Jahrhunderte lehrt es; der klägliche Prozeß, den Ludwig Börne der

politischen Inaktivität Goethes machte (mehr wars ja gar nicht, kaum so viel), zeugt nur von Börnes Enge und Mangel an Verständniß für die Skala der Kulturzwecke. Von der anarchischen Wahnvorstellung, wonach jede politische Organisation ins Leben gerufen wurde und am Leben erhalten wird, nur um dem Individuum Gewalt anzuthun und seine Seele zu verarmen, lohnt sich datum nicht, zu reden, weil alle geschichtliche Erfahrung ihr widerspricht. Aber unsere politischen Moralisten lassen auch nicht gelten, daß es politisch stark interessirte Menschen ohne Parteizugehörigkeit geben kann, politische Menschen, die Parteien wie Gefängnisse fürchten, Menschen, deren Wesen es ausmacht, in politischen Fragen sich von Fall zu Fall zu entscheiden und auf der grünen Weide der neuen Erscheinungen und Erfahrungen ihre Ansichten stets von Neuem zu revidiren. Und leugnen endlich geradezu, daß in politisch durchgebildeten Ländern, wie in England (immer wieder England, das Alle kennen wollen und doch so Wenige kennen!), die Mittläufer einen beträchtlichen oder gar entscheidend großen Bruchtheil der Wählerschaft bilden könnten.

Nach dieser Auffassung ist der Mensch um der Politik willen, nicht die Politik um des Menschen willen da. Nach dieser Auffassung ist die Politik die wichtigste Form der menschlichen Kultur, aber nicht etwa die Politik als Befinnung über die nothwendigen Formen des menschlichen und des nationalen Gemeinwesens, sondern die Politik als Bekenntniß zu einer Reihe „mehr oder weniger“ praktischer Anschauungen und Forderungen, deren Summirung in den Parteiprogrammen zu Bezwecken niedergelegt ist mit dem Anspruch auf innere Einheitlichkeit und unmittelbare Verwirklichbarkeit in Gesetzen. Sie meinen, daß in den Programmen, besonders der Parteien, die schon längere Zeit in dem Volksleben wurzeln, Weltanschauung mit den praktischen Bedürfnissen des Tages zu einer Einheit verschmolzen ist, daß auf jene der prinzipielle Theil, auf diese die Taktik des Parteiprogramms zugeschnitten ist und daher (worauf es in unserem Zusammenhange ankommt) die Summe der Parteiprogramme die Summe der möglichen Meinungen darstellt. So werden nach dieser Anschauung die Begriffe „politisch“ und „parteilich“, „parteilos“ und „unpolitisch“ im Grunde identisch; und auf der tiefsten, verächtlichsten Stufe dieser gleitenden Skala begegnen wir wieder unserem armen Schmarotzer, dem man das politische Miteffen nicht gönnt: dem charakterlos gescholtenen, der Ehrlosigkeit verdächtigten Mittläufer. Er wird schlechtweg mit dem Parteilosen identifizirt.

Wer über den Parteien sich wähnt mit stolzen Rienen,
Der steht zumeist beträchtlich unter ihnen.

So singt der jugendliche Gottfried Keller; und der jugendliche John Morley, der Minister für Indien im liberalen Cabinet Campbell-Bannerman, als Schriftsteller von großer Spannweite des Urtheils, als Politiker aber viel-

fach durch seinen Gang zur Orthodoxie gelähmt, hat in seinem Buch über das Kompromiß in ähnlicher Weise den Stab gebrochen über Alle, die im politischen Leben die Schmiegsamkeit und Anpassungsfähigkeit der Mittläufer beweisen. Sie seien Individuen von geläthmter Intelligenz und halben Überzeugungen.

Hat er Recht?

Neulich fand ich in Hebbels Tagebüchern eine Notiz, die vortrefflich auf unser Mittläuferthema paßt: „Als man Lessing vorwarf, daß er wider Goethe schrieb, da doch Goethens Publikum nicht seine und sein Publikum nicht Goethens Schriften läse, antwortete er: Das weiß ich wohl, aber zwischen Beiden ist ein Publikum in der Mitte. Das will ich haben.“ (Aus Jacobis Briefwechsel notirt.) Das trifft den Nagel auf den Kopf: Bei großen Fragen, die an Bedeutung für das Eigenleben der Gemeinschaft und der Person über den Bezirk des Aesthetikums und der Literaturreliquie, der Kunstphilosophie, des politischen Parteihaders hinausreichen, bei Fragen, die sich an den Menschen im Menschen, an die Grundrichtung seines jeweiligen Sehens und Strebens wenden, appellirt der Philosoph, der Künstler, der Politiker immer wieder an das neutrale Publikum in der Mitte, an die Mittläufer. Alltags pendeln sie zunächst unentschieden zwischen den Gegensätzen einher, sagen sie zu den meisten Behauptungen der literarischen, philosophischen, theologischen und politischen Techniker Ja und Nein zugleich und lassen sich in ihren Entscheidungen von der Gewohnheit, dem zufälligen Umgang, der parteitechnischen Mode, ganz besonders von der Allerhalterin: Gedankenlosigkeit bestimmen, — falls ihr Wille überhaupt frei ist, kein bestimmtes Interesse ihn gefangen hält und neuen Bestimmungsmomenten die Bahn nicht von vorn herein verlegt ist. Solcher Unentschiedenheit wegen werden die Mittläufer, wird dieses Publikum in der Mitte alltags von den Technikern der Oeffentlichen Meinung verachtet; und um dieser Unentschiedenheit willen, die der Seele eine gewisse Jungfräulichkeit bewahrt, wird es in kritischen Augenblicken, in Zeiten dialektischer Verwirrung, wo es gilt, zu den großen Richtlinien der künstlerischen, philosophischen und politischen Entwicklung den Weg zurückzufinden und durch den Papierwust der Routine bis ans Herz der Dinge vorzudringen, gerade um dieser Unentschiedenheit willen werden die Mittläufer dann von den schöpferischen Geistern, von den wahren Befruchter und Lenkern des Kulturlebens in den genannten allgemein-menschlichen Formen heiß umworben.

Die intime Vertrautheit mit der Technik seines Faches ist natürlich dem Zünftigen, dem Fachpolitiker oder Parteimann unerläßlich; selbst das Allgemein-Menschliche, wohin wir Alle aus der Berufsthätigkeit zurückstreben, stellt heute ein Feld mit vielen Aekern dar und hat sich zu eben so vielen Fächern verengt, über deren Wände hinwegzusehen der Spezialist sich systematisch abgewöhnen muß, um zu Geltung und Ansehen zu gelangen. Das mag seine Vor-

theile haben, ist jedenfalls nicht zu ändern, da die unaufhörlich fortgesetzte Differenzirung alles organischen Lebens ein höchstes Entwicklungsgesetz zu sein scheint. So aber ist es gekommen, daß dieser große, rein menschliche Interessenskreis, zu dem doch vor Allem das Politische gehört, unter der Pflege der Spezialisten sehr oft eine dem Allgemein-Menschlichen abgewandte Richtung einschlägt, daß unter der Herrschaft des Aesthetismus die Kunst, der Schulweisen die Philosophie, der Gottesgelahrtheit die Religion und der Parteimänner die Politik die ganz selbständigen Formen von Sonderexistenzen annehmen, gleich als ob sie gar nicht aus der Wurzel dieses einen, allumfassenden, allernährenden Lebens stammten und nicht ausdrücklich bestimmt wären, das Bewußtsein der Einheit, des gemeinsamen Mutter Schoßes zu erhalten, zu steigern. Dieses Bewußtsein der Einheit wird von dem Laien in der Philosophie und Theologie, dem Dilettanten in der Kunst, dem Mitläufer in der Politik stark und warm gefühlt. Es färbt sein im Speziellen oft so irriges, gegen Formseinheiten oft stumpfes Urtheil. Es bestimmt seine Parteinahme. Es macht, daß überquellendes Gefühl oft, meist sogar die Erkenntniß verdunkelt und die Worte, die er wählt, um sein Urtheil, seine Parteinahme zu begründen, schief oder verkehrt oder gar grotesk lächerlich sind. Er wird darum gehöhnt, in der alle Verhältnisse vergötternden Politik wird sein guter Wille, sein Charakter sogar, wie sich gezeigt hat, verdächtig. Aber von Zeit zu Zeit, wenn das Spezielle das Allgemein-Menschliche zu überwuchern droht, das Fachliche in diesen ganz besonders dem Leben dienstbaren „Fächern“ das Leben zu schädigen, an seinem Mark zu zehren, mit seinem scheinbaren Reichthum es zu verdorren anfängt; in jenen Augenblicken, wo auf diesem allgemeinen Interessengebiet die Masse der zünftigen Bevormunder und die Masse des Publikums einander schwer noch verstehen und die festen Zusammengehörigkeiten sich lockern: da rücken die großen Pfadfinder, die dem Leben immer näher stehen als ihrem Fach, und die Mitläufer, das „Publikum in der Mitte“, näher an einander, da finden sie sich und schaffen, zu Nutzen und Frommen des Lebens, Verhältnisse, die Fachimpel, Cliquengefolschaft, Partei überraschen und betrüben.

Muß noch ausdrücklich gesagt werden, daß unter den Mitläufern alle Grade der Stumpfheit und Galligkeit, der Zehsucht und der Zehnerweiterung, der politischen Thorheit und der politischen Einsicht vertreten sind? Das gilt mindestens im selben Umfang von dem Kern jeder Parteitruppe, um den sich in kritisch bewegten Tagen die Mitläufer kristallisiren. Mir scheint, in Ländern mit weit verbreiteter allgemeiner Bildung, in denen die Zucht wissenschaftlichen Denkens nicht mehr ein Vorrecht des Besitzes noch einer gesellschaftlicher Kaste ist, wo der Reichthum erlangter Erkenntniß in immer breiteren Blüthen bis in die tiefsten gesellschaftlichen Schichten hinuntersickert, muß die Anzahl Derer sogar stetig wachsen, die das Programm der ihnen am Nächsten stehenden poli-

tischen Partei mit der gefühlten oder gar deutlich erkannten Richtung der Gesamtentwicklung kritisch zu vergleichen und ihr Urtheil über politische Vorgänge und die Nothwendigkeiten der Stunde auf eigene Einsicht zu gründen wissen. Durch die Zugehörigkeit jedes Individuums zu einer ökonomisch bestimmten Gruppe und zu einem bestimmten Berufskreis, durch die konfessionelle Gebundenheit, in der heute noch immer die allermeisten Europäer leben, durch das Gewicht centnerschwerer Vorurtheile, die alle Freigeisterei, alles vorlaute, zudringliche Bildungstreben nicht von einem Tag zum anderen verjagen kann, ist freilich dafür gesorgt, daß in den Ländern kälteren Klimas und kälterer Vernunft die Gesellschaft nicht in lauter zusammenhanglose Atome zerbröckelt, in egocentrische Individualitäten, die ihre eigenen Wege gehen und sich schwer noch, wenn überhaupt, verständigen können. So weit reicht die Kraft der eigenen Einsicht in den seltensten Fällen, obwohl der Anspruch darauf natürlich oft genug erhoben wird; und wo etwa der Kopf eine reine Erkenntniß weit über Vorurtheile hinaus vorbereitet, treten beschränkend angeborene Instinkte und erworbene Interessen ins Spiel, bei denen in Dingen von öffentlichem, von politischem Interesse die letzte Entscheidung liegt. Wenn ich also von der wachsenden Einsicht der Mitläufer spreche, wie sie die sich ausbreitende allgemeine Bildung und die rasch fortschreitende Politisirung der Gesellschaft nothwendig macht, meine ich, daß sie innerhalb des noch immer engen Kreises individueller Freiheit, den die aufgezählten natürlichen und sozialen Gebundenheiten übrig lassen, zum Durchbruch kommt. Diese natürlichen und sozialen Gebundenheiten, die das sich selbstherrlich dünkende Individuum auf Schritt und Tritt fesseln, die es unter die Herrschaft von Gruppengefühlen stellen und fortwährend im Reiz seiner spezifischen Vorurtheile straucheln lassen, sind, wenn man scharf hinsieht, auch heute noch die letzten Bedingungen der Parteibildung. Aber da sie seit der Abschaffung ständischer Gliederung, seit der Begründung des Rechtsstaates, seit der Freizügigkeit in Gewerbe und Beruf, seit der Eindämmung behördlicher und beruflicher Bevormundung, seit der Kapitalisirung aller Wirthschaftsformen, seit der Demokratisirung des Ehrgeizes (*la carrière ouverte au talent*) und der Bildung doch lofter geworden sind, seit das Spiel aller dieser Freiheiten Familienverbände sprengen hilft und den Einzelnen in der kurzen Spanne eines Menschenlebens gar nicht selten durch mehrere Besitzstufen, Berufskreise und Kultursphären treibt: seitdem ist es der härteste Unverstand, leugnen zu wollen, daß es einer immer größeren Anzahl von Individuen immer schwerer fällt, sich in allem Wesentlichen sehr lange mit einer Partei zu identifiziren. Die Anzahl der Mitläufer wächst mit der Ausbreitung von Bildung und Wohlstand beständig. Sie sind, weil ihr Verhältniß zu einer Partei eine Ehe auf Kündigung ist, vorausgesetzt natürlich, daß politischer Ehrgeiz sie nicht in die Richtung der Parteipolitik treibt und sie das Recht, zu raisonniren, sich nicht

nehmen lassen, stets dem Parteibestand eine Gefahr. Zu ihnen gehört eine große Menge entwicklungsfähiger Individuen, die noch am Ehesten im Stande sind, sich über die Vorurtheile des Standes, des Berufes, des Besitzes, der politischen Partei zu erheben, die Vormundschaft der Partei und der Parteizeitung abzuschütteln, die Tyrannei der öffentlichen Meinung einzudämmen, das Bedürfnis nach neuer Parteibildung und neuen Organen der Publizistik rege zu halten und dadurch das ganze politische Leben vor Erstarrung zu bewahren. Diese geschmähten Mitläufer sind es, die in kritischen Zeiten die „Forderung des Tages“ an den letzten Zielen des staatlichen Zweckverbandes prüfen, so weit die Gebrechlichkeit und Schwäche des menschlichen Willens diese Erhebung zu reiner sozialer Gesinnung zuläßt. Sie sind es, das Publikum in der Mitte, die unabhängige Publizisten zu würdigen, ihnen wenigstens zuzuhören vermögen. Sie sind es, die Geist und Selbständigkeit des Urtheils und der Gesinnung gelten lassen, einerlei, ob sie aus dem Bedürfnis nach Erneuerung oder nach Erhaltung geboren ist. Die heute Edmund Burke und morgen seinen radikalen Widersachern Sir Mackintosh und Paine und Cobbet lauschen; die heute Thomas Carlyle lesen, morgen Stuart Mill; die selbst absolute Gegensätze wie Joseph Görres und Ludwig Börne, Heinrich von Treitschke und Ludwig Bamberger zu begreifen und, in gewissem Umfang, zu versöhnen suchen. Nicht aus Charakterlosigkeit (obwohl auch diese Nuance unter den Mitläufern nicht fehlt), sondern aus Sauberkeitsgefühl, aus Kulturbedürfnis, aus Willen zur Gerechtigkeit. Sie sind nicht parteilos, sondern aus Charakter unbeständig. Sie sind begeisterungsfähig und temperamentvoll und opfern neuen Ideen und neuen Personen nicht selten den jedem Sterblichen eingeborenen Drang nach Macht und Geltung, der im politischen Leben nirgends leichter zu befriedigen ist als innerhalb eines Parteiorganismus. Wäre nicht dieses „Publikum in der Mitte“: die politische Atmosphäre wäre wirklich nur von dem „permanenten blinden Lärm“ erfüllt, den inferiore Zeitung- und Politikmacher für das Wesentliche am Widerstreit der sozialen Kräfte ansehen und kultivierte Menschen als die widerlichste Form der Vergiftung des öffentlichen Lebens hassen.

Deshalb scheint es nicht übertrieben, in den Mitläufern, statt einer Gefahr und Schwäche, eine Kraftquelle für Staat und Gemeinde zu erblicken. Eine Gefahr wären sie, wenn sie die Bildung politischer Parteien unmöglich und den Unbestand, den fortwährenden Meinungswechsel, aus Laune, aus neu-rasthenischem Bedürfnis nach neuen Eindrücken, zum Prinzip erhoben, wenn ihre bloße Existenz eine Kristallstrung politischer Ueberzeugungen in die Form von Parteiprogrammen verhinderte. Geschähe Das wirklich, dann verdienten die Mitläufer Rüge; denn im Alltag versagen sie: ihnen fehlt die Andacht für die politische Kleinarbeit; fehlt das heute ganz unentbehrliche politische Wissen; fehlt die Erfahrung, die aus der systematischen Beschäftigung mit dem politisch-

sozialen Leben erwächst, und die Zucht des Urtheils, die der Zwang übt, sich für sein Handeln öffentlich verantworten zu müssen. Sehr schön sagt Treitschke: „Wir wissen es Alle, das Parteileben ist eine Nothwendigkeit für freie Völker, das unentbehrliche Mittel, um aus dem Gewirr der Interessen, Leidenschaften, Meinungen einen Durchschnittswillen herauszubilden, den Einzelwillen Ordnung und Gliederung und dadurch Macht zu bringen, durch Stoß und Gegenstoß der also geschaarten Kräfte dem Staat eine feste Richtung zu geben. Die Sünden des öffentlichen Parteikampfes sind um nichts häßlicher als das verdeckte Ränkespiel, das die Machthaber unfreier Staaten umschleicht, und sie werden reichlich aufgewogen durch die frischere Bewegung des Staates, durch die Kräftigung der Charaktere; der Zwang, für eine bestimmte Meinung offen einzustehen und zugleich den persönlichen Eigensinn einem allgemeinen Willen unterzuordnen, ist für die Mittelmäßigkeit der Menschen eine Schule des Muthes und der Zucht. Aber ein höheres Lob als dieses gebührt dem Parteiwesen nicht.“ Bisher haben die Mittläufer nur vermocht, die Uebergrieffe und Einseitigkeiten der Parteien einigermassen einzudämmen; und nur so allmählich gelingt es ihrer wachsenden Zahl, die Parteiverbände zu lockern, daß diese vielfach den Zweck sehr lange überlebt haben, zu dessen Verwirklichung sie ursprünglich ins Leben gerufen wurden. So giebt es noch heute eine starke konservative Gruppe, die die politischen und religiösen Emanzipationskämpfe seit der Reformation im Sinn Stahls als Kampf der Revolution gegen die Autorität betrachtet und jede Form des Konstitutionalismus, selbst die preussische des Scheinkonstitutionalismus, als eine Fälschung des „normalen“ Verhältnisses von Regirern und Regirten ansehen möchte. Gewiß enthält der Begriff „konservativ“ heute eine Reihe von Merkmalen, die der Anpassung an den modernen Lebensinhalt und seine wirthschaftlichen, politischen und religiösen Formen entstammen; aber das Lebensgefühl dieser Gruppe ist atavistisch: es wurzelt in überlebten Wirthschafts- und Verfassungsformen. Ins parlamentarische Leben trat sie zu dem Zweck, den Parlamentarismus überhaupt zu bekämpfen; der Zweck ist heute verjährt, aber die Gruppe besteht noch. Ähnlich bildet den Kern des Liberalismus überall, in England und Frankreich so gut wie in Deutschland, noch heute eine Gruppe von Politikern, die den Staat als reinen Rechtsstaat auffassen und von den unaufhaltsam fortschreitenden Eingriffen in die Wirthschaftsphäre eine Fälschung des modernen Freiheitbegriffes, eine Verengerung des individuellen Bewegungsspielraumes fürchten. Ins parlamentarische Leben trat diese Gruppe (in England Typus John Bright, in Deutschland Eugen Richter), um den politischen Individualismus zu verfechten; der Zweck ist in England ganz erreicht: trotzdem will dort ein Grüppchen Liberaler auch heute noch glauben machen, daß die Enthaltensamkeitstheorie die ganze Seele des Liberalismus sei. In Deutschland ist der politische Freiheitbegriff zwar

nur zum Theil verwirklicht; aber die Sozialisirungstendenzen in Staat und Gemeinde sind zu weit fortgeschritten, als daß eine politische Partei, die nur dem Zweck leben wollte, den politischen Freiheitbegriff staatsrechtlich zu verwirklichen, nicht als rückständig, als arm an Lebensinhalt empfunden werden müßte: trotzdem besteht diese (allerdings stark zusammengeschmolzene) Gruppe auch heute noch. So jäh behauptet, inmitten des raschen Wandels modernen Lebens, die Partei ihr Sonderdasein; so langsam strömt, trotz dem unendlich gesteigerten Lebensrhythmus, auch heute noch neuer Wein in alte Schläuche.

Rein: die Wittläufer gefährden nicht den Bestand von politischen Parteien an sich; sie zwingen vielmehr die bestehenden, ihr Leben nicht aus alten Rückständen zu bestreiten, sondern aus frischer Nahrung, die die Forderungen und Bedürfnisse des Tages in bunter Fülle ans Licht bringen. Hören wir noch einmal Meister Gottfried:

Trau Keinem, der nie Partei genommen
Und immer im Trüben ist geschwommen!
Doch wird Dir Jener auch nicht frommen,
Der nie darüber hinaus will kommen.

Darin, in kritischen Zeiten über die Partei hinauszumollen, ist das Publikum in der Mitte den Politikern ähnlich, deren staatsmännischer Geist den Maler der Treulosigkeit nicht scheut, wenn es gilt, um des Gesamtnutzens willen den Parteiverband zu verlassen oder zu sprengen. Aus der Laufbahn der großen Staatsmänner des neunzehnten Jahrhunderts, der Cavour und Bismarck, der Peel, D'Israeli und Gladstone kann Jeder mit Leichtigkeit errechnen, wie oft die orthodoxen Parteiphilister Ursache hatten, laut über den Treubruch dieser Männer zu klagen. Während der Parteidogmatik die Gunst der Stunde unter der Führung eines erleuchteten Mannes ungenützt verstreichen ließ, im Gemüth der „zuverlässigen“ Parteigänger noch Jahrzehnte nachzittert (zum Beispiel: Deter, die in der Konfliktzeit auf der Seite der Mehrheit standen), preist gerade das geschichtliche Urtheil der Nachwelt den Muth, im richtigen Augenblick mit den Parteifreunden zu brechen und sogar mit Liebe gehegte Ueberzeugungen zweiter Ordnung aus sozialökonomischen Gründen zunächst zurückzusetzen oder gar preiszugeben, als das Kennzeichen des Genies in diesen Männern.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf England, das politische Musterland, auf das sich, seit den Tagen Montesquieus, die Blicke der Politiker stets von Neuem richten. Nichts verkehrter als zu behaupten, die Wittläuferschaft in dem in Deutschland üblichen Umfang sei dort unbekannt. Gerade das Gegentheil ist der Fall, seit, nach Bismarcks drastischem Bild, dem starken Bullen der Rasenring der Oligarchie abgenommen und das Parlament eine wirkliche Volksvertretung, ein Instrument zur Ausführung der vielstrebigsten

Rassenwünsche geworden ist (eigentlich erst seit 1867/68). Die Dauer der Parteiherrschaft, nach der des regierenden Kabinetts berechnet, betrug im letzten Jahrhundert durchschnittlich dreiundeinhalb Jahre: alle dreiundeinhalb Jahre tritt also in England eine völlig neue Gruppierung der Wähler ein, nehmen diese eine neue politische Orientirung vor. Die beiden großen historischen Parteien, die sich in die Herrschaft des Landes bisher abwechselnd theilten, verfügen über immer weniger sichere Wahlkreise: die Nachwahlstatistik beweist. Begreiflich genug, da sie, die ganz offenbar an Arterienverkalkung leiden, sich langsamer den veränderten Daseinsbedingungen anzupassen vermögen als eine Wählerschaft, die zu über zwei Dritteln in den Städten, zur Hälfte in Großstädten haust und dort seelisch, also auch politisch, aus den großen, sich überschnell verjüngenden Kräftequellen des Kulturlebens direkt gespeist wird. Läßt man das Bild, das England bietet, als politisches Vorbild gelten, so ist Mitläuferschaft ein Zeichen hoher politischer Frucht. Sie verhindert durch ihre stets wache Kritik und ihre schnelle Bereitschaft, sich um die Parteifahne des bisherigen Gegners zu schaaren, den jeweilig regierenden Parteiauschuß, das Kabinet, zu glauben, daß es ein Recht habe, sich als Wesen an sich, als metaphysische Substanz zu fühlen.

Dr. Samuel Saenger.



Gebrüder Tanner.

Robert Walser's Dichtung „Gebrüder Tanner“ (Verlag von Bruno Cassirer) ist die Geschichte einer Jugend. Doch es richtet seine Spitze nicht gegen Angehörige und Lehrer. Sein Erziehungsziel geht über Elternhaus und Schulstube hinaus. Es gilt der ganzen Menschheit. Einen Roman möchte ich dieses wunderliche, dieses liebe Buch nicht nennen. Das so romantisch ist und Romanhaftes so gar nicht an sich hat. Es beginnt und schließt nicht, es knüpft und öffnet keinen Knoten. Seine Menschen, vom Gegenständlichen gelöst, stehen wie im Nebel. Und ihre Umrißlinien sind um so schwieriger zu unterscheiden, als sie insgesammt die selbe Sprache sprechen. Die nachdenkliche, warm getönte Sprache des Poeten Robert Walser.

Die Geschwister Tanner stammen von einer fein begabten, geisteskranken Mutter ab. Die Vererbung bestimmt ihnen die Eigenart. Freilich im Widerspruch zu der bekannten Theorie. Die Gesunden sind die Kranken. Bruder Klaus, ein Gelehrter in bürgerlicher Stellung, der sich, wie alle ordentlichen

Leute, um Amt und Zukunft Sorgen macht, ist der Einzige, an dem das Glück vorübergeht. Auch Schwester Hedwig ist nicht hinreichend belastet. Sie glaubte sich einer Pflicht verlobt; sie wagte nicht, ihre Weibesehnsucht jenseits vom Hergebrachten zu erfüllen. Unter Schmerzen wandelt sie die gerade Straße. Bruder Emils Leben endet in der Finsterniß des Irrenhauses. Doch strahlend hat es angefangen. Herrliches hat der Erobernde vorweggenommen. In Bruder Kaspar siegt das triumphirende Genie. Wohl ist das Schaffen ihm nur Selbstzweck. Nur um das Einsaugen der Schönheit, um das Werden um Liebe und Gnade der Natur ist ihm zu thun. Und unbekümmert vernichtet er die geschaffenen Bilder wieder. Aber der Fessellose wird von der Kunst gebändigt, der Träge wird im Ringen um die Geheimnisse der Form in einen rastlos Thätigen verwandelt. Wider seinen Willen wird er ein Anerkannter.

So bleibt es nur dem Jüngsten, dem noch Knabenhaften Simon, vergönnt, sich von jeder Absichtspflege fernzuhaltten. In ihm hat sich der Mutter Erbtheil ganz in Empfindung umgesetzt. In Hestigkeit und Zartheit, in Menschenliebe und Naturgefühl. Wenn die Wiesenblumen, wenn die Waldbäume, die Vögel, wenn die Sonne, die Dämmerung, die dahinjagenden Wolken, ihres Wesens sich bewußt, von sich selbst sagen könnten, so müßten sie wohl reden, wie es Simon Tanner thut, wenn er von ihnen spricht. Er ist in ihnen, sie sind in ihm. Sich schildert er, wenn er sie beschreibt. Er ist auch eins mit jeder Kreatur, die entbehrt und leidet. Ohne Empfindsamkeit und ohne Scheu versteht und verzeiht er Alles. Den Frauen hat er in seinem Herzen einen heimlichen Altar errichtet. Sie sind ihm eine Augenweide. Er berauscht sich an dem Rhythmus ihres Ganges, an dem Reichthum ihrer Kleider, an dem Glanz des Blickes und an der Weichheit ihrer schönen Hände. Er ist ihr Freund. Seinen Bruder lieben sie. Ihm schenken sie Vertrauen. Sie öffnen ihm ihr Haus, sie umforgen ihn, der unbefangene ihre Gaben annimmt, sie küssen ihn mit schwesterlicher Wärme. Sie, die dem Triebhaften noch nah stehen, fühlen sich diesem Stück Natur, das Simon Tanner heißt, im Innersten verwandt.

Behmütig und zugleich ergötlich ist es nun, mit anzusehen, wie sich dieser Ursprüngliche zu den Forderungen der Kultur verhält. Zu der strengsten von allen: zu der Forderung der Arbeit. Er mißachtet sie nicht etwa. So oft er seine Stellung wechselt, also ungefähr jeden Monat, entdeckt er an ihr neue Reize und hält ihr lange Lobreden. Nur kann er in kein dauerndes Verhältniß zu ihr treten. Ihm fehlt die Ehrfurcht vor der Karriere. Er sieht nichts Großartiges darin, in einen gebahnten Weg hineinzulaufen. Er wird heute Krankenwärter, morgen Buchhandlungsgehilfe, dann Schreiber, Bankbeamter, technischer Arbeiter und Diener. Immer ist die Arbeit ein Gefängniß, das geisttödende Einerlei, das Beugen unter einen düntelhaften Willen. Und draußen scheint die Sonne und die Luft ist blau, draußen rauscht der Wald und die Berge leuch-

ten. „Ich habe den Tag als zu schön empfunden, als daß ich den Uebermuth hätte, ihn durch Arbeit zu entwerthen“: gesteht er einer neuen Herrin. Ein Ueberfluß von herrlichen Geschenken ist immer auf den Tisch der Welt für ihn gebreitet. Der tiefe Schatten einer üppigen Allee, das Sommermärchen eines golddurchflamnten Abends, die grüne Wonne eines Frühlingmorgens, der Klang der Wellen, wenn sie an das Ufer schlagen, ein Lied, vom Wind herbeigeweht. Und all die wundervollen Frauen. Ihr Schreiten und ihr Reigen, das Leuchten ihrer Augen, das Rauschen ihrer seidnen Gewänder. Die Lust der Linien und der Rausch der Farben. Und um die Ecke biegt vielleicht so eben ein wunderbares Abenteuer.

Auch in der Armuth schlechter Straßen entdeckt er seine Werthe. Die dumpfe Flußluft athmet ein Geheimniß. Altes Gemäuer glänzt im Mondlicht aus dem Dunkel auf. Aus jedem Zustand reißt ihm ein Vergnügen. Schneit es, so bezaubert ihn der Tanz der Flocken; liegt er einsam und verlassen, so tröstet ihn hellsehnerische Träume. Der Tod selbst ist ihm nur eine Mahnung an das Leben. Eine köstliche zurückrufende Erinnerung. Ist er zu arm, um Fleisch zu essen, so entzückt er sich an dem Farbenspiel seines kargen Frühstück. Friert er, so ist er stolz, in der Bewegung der Beine und der Arme sich als geborenen Herrn und Meister über seine schlanken Glieder zu fühlen. Und Niemand kann ihm seine beste Freude rauben: die am Leben und Empfinden.

Ein Erziehungsbuch, dessen Ziel die ganze Menschheit ist, habe ich Walters Werk genannt. Vielleicht wird man nun fragen: Sollen etwa arbeitsame Menschen durch Simon Tanners Beispiel zum Nichtsthun und zum Träumen hingeleitet werden? Um des Himmels willen: nein! Daß von den Millionen, die vom Erwachen bis zum Schlafengehen athemlos hinter dem Vortheil, dem Erfolg, dem Ruhm und Geld herjagen, etlichen Hundert zum Bewußtsein komme, des Lebens eigentliche Absicht sei vielleicht das Leben selbst: um solchen Frevel geht es nicht. Gesagt sollte nur werden: Viele wird es geben, darunter manche Wohlleber und ästhetisch Genießende, die an diesem wunderlichen, an diesem lieben Buch ihre große Freude haben. In behaglichen, künstlerischen Räumen werden sie in weichen Sesseln sitzen und ihre müdgehefteten Sinne im lieblichen Jungquell dieser Dichtung laben. Wenn aber Einem unter ihnen plötzlich so ein vom Leben Trunkener entgegenströmt, so ein Unkivierter, so ein Kindhafter, vom Zweck Geldster: wer von ihnen würde ihm die Hände reichen? Wer von ihnen würde zu ihm sprechen, wie am Schluß des Buches die Frau zu Simon Tanner sagt: „Wissen Sie, was Ihnen fehlt? Sie müssen es eine Zeit lang ein Bißchen wieder gut haben. Kommen Sie nur!“

Auguste Hauschner.



Der Kuß.

Das Frühstück war für den alten Vegetationsrath von Schwamfelder immer ein Hochgenuß: die Morgenstunde, der Blick über die Veranda in den thaufrischen Garten und vor Allem der Blick auf die Schwiegertochter, die er in Gedanken auch thaufrisch nannte. Er war ganz einfach verliebt in die reizende kleine Person.

„Papa“, sagte sie jetzt schmeichelnd, „erzähl' mir doch mal die Geschichte von Deinem Duell!“

Der alte Herr erröthete leicht. „Aber Kind“, sagte er mit sanfter Mißbilligung, „was sollen diese ollen Kamellen!“

„Gerade die interessieren mich aber. Paul hat mir erzählt, daß Du beinahe gefallen wärst.“

„Beinahe gefallen ist gut! Habt Ihr Euch im Tête-à-tête nichts Interessanteres mitgetheilt?“

„Nicht das Geringste“, sagte die junge Frau verstockt; aber ihre Rehaugen lachten. „Bitte, bitte, Papa!“

„Ja, wenn es denn sein muß“. Es klang halb ärgerlich, halb geschmeichelt. „Aber es ist eine etwas intrikate Sache. Eigentlich kann man jungen Frauen sowas gar nicht erzählen.“

„Ich denke, man kann jungen Frauen Alles erzählen“, sagte Frau von Schwamfelder halb schelmisch, halb altklug.

„Küßchen“, brummte er; „also es muß sein?“

„Es muß unbedingt sein, sonst giebt's heute zum Nachtisch nicht die berühmten Crèmeschnitten.“

„Ja, dann allerdings! Aber im Telegrammstil, weißt Du. Ich bin nicht wie der alte Odysseus, dem die Worte vom Munde fielen, wie Schneegestöber. Also . . . Ich war noch ein junger Mann und gerade kein Lebemann. Nervenmensch ohne Epidermis. Trotz Monocle und Smoking mit Cherubinempfindungen. Sehnsucht nach dem Weibe im Herzen, aber passiv. Keine Eroberernatur. Ich war immer etwas süßig. Deshalb habe ich auch, Gott sei Dank, so früh den Abschied genommen. Dieser Betrieb unter Bismarck war nicht mein Fall.“

Die junge Frau hustete leise.

„Ah, pardon, Du hast ganz recht, ich verirrte mich auf Seitenwege. Nebenbei bemerkt: das einzig Richtige. Ich war mein Lebtag ein Flaneur. Also nun zielbewußt, wie die heutige Generation sagt. Meine Mutter war eben so thatkräftig wie ich kontemplativ. Ihr einziger Gedanke war, mich unter die Haube zu bringen, und eines schönen Tages war ich verlobt, ich weiß nicht, wie. Man hatte uns auf einen Augenblick allein gelassen und ich sollte nun noch ein Wischen Lyrik stammeln. Das Geschäftliche hatten die Alten schon geordnet.“

Die junge Frau stützte den Kopf auf die Hand und schien ganz Ohr.

„Ich wollte sie an mich ziehen. . . .“

„Doch nicht so ohne Weiteres . . . ? Hast Du denn gar nichts gesagt?“

„Ja, liebes Kind, Das weiß ich wirklich nicht mehr. Mir war halb behaglich, halb erbärmlich zu Muth. Auf Das, was man sagt, kommts ja in solchen Fällen auch gar nicht an. Was hat denn Paul gesagt?“

„Bitte, fahre nur fort!“

„Gut. Also ich wollte sie an mich ziehen (es war übrigens eine sehr hübsche Blondine) und sie stemmte die Hände leicht abwehrend gegen meine Schultern, aber die Abwehr wurde immer schwächer, — immer schwächer“.

Die junge Frau sah ein wenig ängstlich drein.

„Ihr Gesicht kam mir immer näher. Langsam, ganz langsam. Und mit einem Male sah ich einen ganz anderen Menschen. So nah, so groß, so unheimlich, so drohend. Ich hätte die Härchen auf ihren flaumigen Wangen zählen können. Ich sah die einzelnen Poren der Haut, vor Allem aber die Augen; die waren so sichtigstarr.“ Der alte Herr schwieg bestürzt.

„Und?“

„Ja, weißt Du, was nun geschah, gehört zu den blamabelsten Erinnerungen meines Lebens. Ich habe mich sonst meist wie ein Gentleman benommen. Na, ich muß eben einen Augenblick verrückt gewesen sein. Ich riß mich los und stürzte aus dem Zimmer, aus dem Hause. Zwei Tage später schoß mir der Bruder durchs Ohrläppchen.“

„Nun, sage mal, wie interessant! Ich weiß gar nicht, wie ich mich da hinein finden soll . . . War sie denn häßlich?“

„Aber im Gegentheil! Ich sagte Dir doch schon: fast so hübsch wie Du.“

„O, thank you. Aber dann verstehe ich doch nicht . . . Wie deutest Du denn die Sache?“

„Ja, dafür giebt's sehr verschiedene Deutungen. Vielleicht die Ahnung, daß wir nicht zu einander paßten. Vielleicht auch die Intuition, daß kein Mensch ganz zu irgend einem anderen paßt.“

„Das bestreite ich.“

„Freut mich aufrichtig, liebes Kind. Aber mir war damals so, als gebe es Etwas, das man vielleicht das Gesetz der Fremdheit nennen könnte.“

Die junge Frau spielte mit einem Wokkalföfchen und sagte dann zögernd: „Und, sage mal (denn Du hast Dich doch verheirathet): bei späteren Gelegenheiten . . .?“

„Ja, Kindchen“, lachte der alte Herr, „man gewöhnt sich an Alles, selbst ans Küssen.“

In diesem Augenblick erschien in der Verandathür ein schlanker Mann von englischem Vornehmheitstyp. Die junge Frau sprang ihm entgegen und fiel ihm stürmisch um den Hals. „Was Dein Papa mir hier erzählt!“

„Was soll ich von Dir denken, Papa?“ scherzte der glückliche Ehemann, indem er sanft das volle Haar seines „Schäschens“ freichelte.

„Was Du willst. Was Dein Frauchen von mir denkt, weiß ich: Wohl mir, daß ich nicht bin wie jener Zöllner!“

Eduard Goldbeck.



Selbstanzeigen.

Ausstellung deutscher Kunst aus der Zeit von 1775 bis 1875 in der
Königlichen Nationalgalerie Berlin 1906. Katalog der Gemälde. Mün-
chen, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. Preis 60 Mark.

Der erste Band des „Großen illustrierten Gesamtkataloges der Jahrhundert-
Ausstellung deutscher Kunst“ schenkte uns einen Essay Tschubis, der, geschrieben mit
der besonnenen Kühle eines historisch gebildeten Amateurs, auch für die Zukunft
dokumentarischen Werth behalten wird, und Reproduktionen, deren malerische Ton-
einheit manchmal sogar mehr versprach, als die Originale hielten. Die 1137 vor-
züglichen Autotypien dieses zweiten Bandes, des eigentlichen Kataloges, geben sich
bescheidener, wollen nicht mehr bedeuten als ein Lexikon in Bildern, möchten nur,
in Verbindung mit Meier-Graefes „summarischer Beschreibung der Farben“, un-
serer Erinnerung eine Hilfe sein. „Auf alle weiteren Ausführungen, die man mit
Recht in einem Galeriekatalog erwartet, wie Literaturnachweis, historische und kri-
tische Würdigung und Vergleichen,“ wurde „bei der Kürze der Zeit verzichtet“. Man
kann die Entschuldigung des Vorwortes gelten lassen und wird das Fehlen solcher
Notizen doch bebauern. Denn dieser zweite Band des Kataloges wendet sich, seiner
ganzen Anlage gemäß, an die Historiker des Kunstschaffens; und Die hätten den
Vorthheil, so viel literarisches Material an einer Stelle vereint zu besitzen, gewiß gern
mit einer Barteisrife von zwei oder drei Jahren erkauf. Doch wer heute oder nach
hundert Jahren um die Kenntniß der deutschen Malerei im neunzehnten Jahr-
hundert sich bemüht, wird diesen Katalog nie entbehren können.

Emil Schaeffer.



Erlösung. Gedichte. Verlag Kontinent, Berlin.

Die Verlorene.

O, könnt' ich noch einmal von mir streifen
Das dunkle, brennende Gewand,
Noch einmal Hand in Hand
Mit Dir nach leuchtenden Rosen greifen
In meiner Jugend verlorenem Land . . .

Ich sehe fern die schimmernden Gärten
Vergoldet von der Sonne Gluth,
Die silberblaue Fluth,
Die uns getragen auf heimlichen Fährten —
Denn unsere Herzen waren sich gut . . .

Doch hat mich ein Frühlsturm davongetragen;
Ich habe es kaum gewußt . . .
In froher Jugendluft
Spann mich an ihren Siegeswagen
Die Sünde und hat mich mit Flammen geküßt . . .

Meine ganze Jugend ging auf in Flammen
Von süßer verzehrender Macht —

Doch in ewiger Nacht
 Lernet mein Herz jenen Zauber verdammen,
 Der mich um Heimath und Glück gebracht . . .

O, könnt' ich noch einmal von mir streifen
 Das dunkle, brennende Gewand,
 Noch einmal Hand in Hand
 Mit Dir nach leuchtenden Rosen greifen
 In meiner Jugend Unschuldbland . . .

Helene Völk.



J. J. Wilhelm Heinsie und die Aesthetik zur Zeit der deutschen Aufklärung. Halle a. S., Max Niemeyer.

Die Aesthetiker haben stets zu wenig Das berücksichtigt, was Künstler und Persönlichkeiten, die mitten im Kunstleben ihrer Zeit standen, über das Schöne in Natur und Kunst sagten. Und doch fänden sie hier eine Fülle von aus reicher Erfahrung gesammelten Erkenntnissen und eine Menge werthvoller Anregungen. Und noch Etwas kommt hinzu: der Aesthetiker handelt von den Bewußtseinszustandbeständen, die beim ästhetischen Genießen und Schaffen gegeben sind; er soll sie beschreiben, die Gesetze ihrer Genesis aufweisen und Normen geben. Wie selten ist aber ein Aesthetiker selbst schaffender Künstler, wie oft kommt er in die Lage, Erlebnisse analysiren zu müssen, die er selbst entweder gar nicht oder doch nur in recht dürftiger Weise erlebt hat! Da können Künstlerauszeichnungen (wenn auch bei ihrer Verwendung viel Vorsicht angebracht ist) von hohem Nutzen sein und auf gar Manches hinweisen, das sonst wohl schwerlich bemerkt würde. Deshalb reizte es mich ganz besonders, zu prüfen, was die Zeit der deutschen Aufklärung für die Aesthetik Werthvolles schuf; waren es ja, abgesehen von der akademischen Richtung H. W. Baumgartens und seiner Schüler, vornehmlich Künstler und Kunstgelehrte, die sich damals um die Lösung ästhetischer Probleme bemühten. Und ihr Mähen war in erster Reihe auf praktische Zwecke gerichtet: durch ästhetische Erkenntnisse das Kunstverständnis zu fördern, den Kunstgenuß zu bereichern und zu vertiefen und dem Künstler brauchbare Regeln zu liefern. Daß ich den viel geschmähten und viel gelobten Heinsie in den Mittelpunkt meiner Darstellung rückte, geschah, weil er noch immer den meisten Aesthetikern ziemlich unbekannt ist, obgleich auf diesem Gebiet sein Hauptverdienst liegt, und weil wir gerade hier den eigenartigen Kampf gegen die Klassikisten deutlich verfolgen können. Und mir lag besonders daran, die Anschauungen der Empiriker zu charakterisiren, als deren Hauptvertreter ich Herder und Heinsie betrachte. Wie dann die Romantiker diese Gedanken aufnahm und weiterführte, suchte ich im letzten Theil meiner Arbeit zu zeigen.

Prag.

Dr. Emil Utig.



Wielant der Schmied, dramatisches Heldengedicht. — Meister Josef, Schauspiel. Egon Fleischel & Co., Berlin.

Ein wunderliches Zwillingpaar. Beide sind im Sommer 1905 geboren. Wielant, der göttliche Held und Dulder, und der bei aller „Taprigkeit“ zum Totschläger gewordene Bäckermeister Josef, der aus dem Schmutz und der Dumpsheit

seines Lebens sein Gewissen, sein sittliches Selbst herausficht. Und doch, obwohl dort Wotan und Walküren spuken, es jambisch-sünffühlig, bei feierlicher Gelegenheit gar nibelungenstrophisch hergeht, hier aber von Kommissbrot, Warmbier, Einbruch und einmal sogar vom Abtritt die Rede ist (O Gott: zweimal sogar!): wer Augen hat, zu sehen, Der erkennt doch, daß Beide, des weisen Riesen Kind und der arme Joseph, rechte, echte Brüder sind. Der Autor ist ein Pechvogel. Als es auf den Bühnen nach kleinen Deuten roch, drehte er die Jambenwalze und heischte Gehör für Personagen wie König Saul. „Der olke Saul“, meinte ein hochmöggender Intendant, — „wissen Sie, man ist froh, daß man Das aus der Schulzeit vergessen hat!“ Und jetzt, endlich des trockenen Lones satt, will er offenbar auch mal „modern“ sein, wo andere Leute schon wieder weiter sind; nun kommt er mit Einbrechern, Totischlägern, Bäckern, Tischlern und denkt, der hagebüchene Ton, in dem das Bad daherredet, die Unanständigkeit, die thätens allein. Nun, ich schwöre, es ist nicht meine Schuld, daß der Bäcker und sein bitterböses Weib so ungewaschene Mäuler

day ne mir lebendig würden?
 enten ist ja: Wo hat ers ge-
 hm von Sherlock Holmes, der
 kommen mußte; und obwohl
 er drin vorkommt, kenne ich
 Stoff liebe ich schon lange. Ich
 hassen zu haben, unbekümmert
 en Sage. Ist mir gelungen,
 icht zu heben und das ewige
 e, auf meine persönliche Weise

Eberhard König.

aus der ästhetischen Praxis.

die sowohl der Entwicklung
 igiterten Gemeinschaftleben zu
 eint mir, geerntet im besinn-
 neu aufgründenden ästhetischen
 eng aufbohrende Wissenschafts-
 dazu. Studien versuchte ich
 schläge für die Zukunft als
 nenne ein paar Titel: „Die
 ühl und die Landschaftskunst“,
 “. Eine scheinbar ganz zu-
 aber doch ein geheimes Ein-
 arbeiten sind auf das gemein-
 a Verhältnissen nicht aus dem
 gegentheilig diese zudringlichen
 schwingung in eine höhere und
 gefürchteten Großstadt kaum
 gemaltig schimpft.

Eugen Kalfschmidt.

haben; sie muß gar solche Schwermüdigkeit; taun ich dafür,
 Ich schwöre ferner (denn die erste Frage des Regens-
 stoßen? Wo lehnt er sich an?): Es ist nicht der Maul-
 mich nicht schlafen ließ, also daß ich kriminalistisch
 mein Stück in Holland spielt und das Wort Wynne
 von Heijermanns bis heute kein Wort. Den Wielant-
 hoffe, trotz den „nackten Geimen“ lebendige Menschen gefe-
 um den symbolischen Gehalt der unvergleichlich schön
 das alte Stück kostbaren Mythengutes wieder ans L
 Lieb von der heiligen Roth, das ich daraus erlauschte
 tönen zu lassen, so bin ich zufrieden.

Waidmannslust.



Großstadtgedanken. Studien und Rathschläge

Georg D. B. Callwey, München. 3 Mark.

Großstadtgedanken: damit meine ich Gedanken,
 der Großstadt gelten als auch ihrem unendlich geste-
 verstanden sind. Sehr zeitgemäße Gedanken also, sch-
 lichen Schlandern über die buntesten Felder unserer r
 Kultur. Latengedanken sind es, weil ihnen jede gestu-
 lichkeit eben so fehlt wie letzten Endes der Ehrgeiz
 aus Vergangenheit und Gegenwart, an die sich Nat-
 natürliche Glieder der Idementwicklung süßen. Ich
 Großstadt als Moloch“, „Die Großstadt, das Naturges-
 „Der Weg am Wasser“, „Das Museum der Zukunft“
 fällige Versammlung, in der bei näherem Zusehen
 verständniß zu bemerken sein dürfte. Denn all diese
 same Endziel eingestellt: uns von gewandelten äußeren
 inneren Gleichgewicht bringen zu lassen, sondern im G
 Aufsetzungen von außen her zu einem fröhlichen Kul-
 reichere innere Harmonie zu nugen. Man wird der
 Herr, wenn man vor ihr davonläuft und von Weiten
 Dresden-Loßwitz.



Tschchow.*)

Wenn in dieser Zeit, da für Rußland das jüngste Gericht der Geschichte anbricht, die russische Intelligenz zu wissen wünschte, als was sie diesem Gericht entgegengeht, so erhielt sie aus den Werken Tschchows und Gorkijs die zuverlässigste Antwort. Wie wir auch über die relative Größe dieser beiden Autoren urtheilen mögen, Eins ist gewiß: sie verdienen uns die beiden lezten Niesen der russischen Literatur, Tolstoi und Dostojewskij. Denn unsere Schande läßt sich nicht verbergen; es hat sich deutlich gezeigt, daß diese Niesen „nicht liegen“. Tschchow und Gorkij aber passen vorzüglich zum Wesen der russischen Intelligenz. Sie sind ihre geistigen Führer und Lehrer, die „Machthaber der Gedanken“ unserer Generation.

Nach Tolstoi und Dostojewskij läßt sich nicht so sehr über die zeitgenössische Wirklichkeit urtheilen wie über mehr oder weniger ferne Möglichkeiten des russischen Nationalgeistes; nicht sowohl darüber, was ist, als darüber, was sein wird (und vielleicht nicht so bald sein wird). Tolstoi und Dostojewskij sind Verkünder des tiefsten nationalen Urclementes und des höchsten kulturellen Bewußtseins Rußlands. Tschchow und Gorkij sind Ausleger nicht so sehr des volkstümlichen wie des ständischen, nicht so sehr des kulturellen wie des intellektuellen Milieus des russischen Mittelstandes, der zahlreichsten und thätigsten Klasse, der in dieser Zeit die Aufgabe zufällt, „die Geschichte zu machen“ und Das, was gethan sein wird, beim jüngsten Gericht der Geschichte zu verantworten.

Wenn man einen durchschnittlichen russischen Intellektuellen fragte, weshalb er Tschchow und Gorkij liebe und ob es nicht geschehe, weil sie den Glauben an den Triumph des Fortschritts, der Wissenschaft und der menschlichen Vernunft lehren (Dessen, was man „humane Ideen“ nennt), so würde der Intellektuelle antworten, daß es so sei; und wenn man ihm dann entgegnete, daß Tschchow und Gorkij, obwohl sie in der That diesen Glauben lehren und selbst an all Diefes zu glauben sich bemühen, dennoch selbst kaum daran glauben und daß ihr wahres Schaffen darauf gerichtet ist, die Unmöglichkeit solchen Glaubens darzutun und den Seelenzustand von Leuten zu schildern, die die Fähigkeit jeglichen Glaubens verloren, völlig eingebüßt haben; so würde der Intellektuelle solche Versicherung nicht nur für groben Unsinn halten, sondern auch für die größte Beleidigung des Ruhmes des lebenden und des Andenkens des verstorbenen Autors, — und endlich für eine Beleidigung seiner selbst, des „Intellektuellen“; in seinem höchsten Heiligthum; denn der Glaube, eben dieser Glaube an die „humanen Ideen“, ist bis heute sein größtes

*) Dmitrij Mereßkowskij braucht man heute nicht mehr zu rühmen. Sein „Donardo“ und seine meisterliche Analyse der von Tolstoi und Dostojewskij der Menschheit geschenkten Werke haben ihm auch in Deutschland die feinsten Geister gewonnen. Ende April wird (bei R. Piper & Co. in München) ein neues Buch von ihm veröffentlicht, dem er den Titel „Der Anmarsch des Böbels“ gegeben hat. Ein merkwürdiges Buch, das über die Krisis des russischen Geistes mehr und Uebergengenderes zu sagen weiß als ganze Zeitungsartikelsaufen. Ein Buch, von dem man auch in Europa viel sprechen wird. Aus dem Kapitel, das die Weltanschauung der jüngeren russischen Dichter, insbesondere Tschchows und Gorkijs, darstellt, habe ich ein paar Bruchstücke gewählt, die zeigen, wie Mereßkowskij den Dichter der „Wölfe“ und den Seelenstand der tschchowischen Menschheit sieht.

und einziges Heiligthum. Aber für Den, der nicht bei den allgemein zugänglichen Aeußerlichkeiten der Literaturerscheinungen stehen bleibt, der nicht nur Das zu hören vermag, was die Dichter sagen, sondern auch Das, worüber sie schweigen, für Den ist zweifellos, daß es mit diesem Glauben bei Tschchow und Gorkij nicht so wohlbestellt ist, wie es den Anschein hat, und daß diese beiden Autoren, ohne es zu wollen, ja, vielleicht sogar, ohne sich Dessen bewußt zu sein, sich im Grunde nur bemühen, allen Glauben, alle Ideale und Höhen der russischen Intelligenz zu zertrümmern.

„Ich will ein kleines Buch schreiben. Ich will es ‚Das Sterbegebet‘ nennen. Es gibt solche Gebete; man spricht sie über Sterbende. Und diese Gesellschaft, auf der der Fluch der inneren Schwäche lastet, wird, bevor sie verreckt, nach meinem Buch greifen, wie nach Roschus.“ Manchmal will es Einem scheinen, als hätte Gorkij diese furchtbaren Worte eines seiner Helden von sich selbst sagen können, und mit Gorkij auch Tschchow; als hätten Beide einstimmig ein Sterbegebet gesprochen, nicht über die tiefsten nationalen Urelemente und das höchste kulturelle Bewußtsein Rußlands, sondern über die Mittelmäßigkeit, die in ihnen ihre Propheten und Lehrer sah, als hätten sie „dem Sterbenden“ Roschus geweiht und als wäre Das, was der Sterbende in ihnen für neues Leben, für Auferstehung ansah, nichts gewesen, als ein momentanes Erwachen vor dem Tode unter der Wirkung des Roschus.

Tschchow ist legitimer Erbe der großen russischen Literatur. Wenn er auch nicht die ganze Erbschaft, sondern nur einen Theil antrat, so verstand er doch, innerhalb dieses Theiles das Gold von den Zusätzen zu scheiden; und sei nun der zurückbleibende Barren groß oder klein, so ist doch das Gold in ihm von solcher Reinheit wie bei keinem der früheren, vielleicht größeren Autoren, mit Ausnahme von Puschkin. Die auszeichnenden Eigenthümlichkeiten der russischen Poesie, Einfachheit, Natürlichkeit, Abwesenheit jeglichen konventionellen Pathos und jeglicher Anstrengung, Das, was Bogol die „Stetigkeit der russischen Natur“ nannte, sie erweiterte Tschchow bis zu den letzten möglichen Grenzen, so daß weiter nicht gegangen werden kann. Hier vereinigt sich der letzte große Künstler russischen Wortes mit dem ersten, das Ende einer Literatur mit dem Anfang, Tschchow mit Puschkin.

Tschchow ist einfacher als Turgenjew, der manchmal die Einfachheit der Schönheit oder Gefälligkeit opfert; einfacher als Dostojewskij, der durch die äußerste Komplizirtheit hindurch muß, um äußerste Einfachheit zu erreichen; einfacher als Tolstoi, der sich mitunter allzu viele Mühe geben muß, einfach zu sein. Tschchows Einfachheit ist von einer Art, daß sie hier und da Beklemmungen verursacht; man denkt: Noch einen Schritt vorwärts auf diesem Wege und die Kunst ist zu Ende, ja, das Leben selbst ist zu Ende; die Einfachheit wird zur Leere, zum Nichtsein; Alles ist so einfach, daß es scheint, als wäre gar nichts da, und man muß genau zusehen, um in diesem Faß-Nichts Alles zu erkennen.

Tschchow erhebt nie die Stimme. Nicht ein unnützes lautes Wort. Vom Heiligsten und Furchtbarsten spricht er eben so einfach wie vom Allergewöhnlichsten und Alltäglichsten; von der Liebe und vom Tode eben so ruhig wie von der besten Art, „als Imbiß zum Mase Schnaps einen gesalznen Pilz zu nehmen“. Er ist immer ruhig; oder scheint immer ruhig. Je ausgewählter innerlich, um so ruhiger ist er äußerlich; je stärker das Gefühl, um so leiser die Worte. Unendliche Zurückhaltung, unendliche Schamhaftigkeit; jene „erhabene Schamhaftigkeit des Leidens“, die Djutischew in der russischen Natur entdeckte.

Tschchow sprach einmal davon, wie man die Natur beschreiben solle, und bemerkte dabei: „Nüchtern las ich mal einen Gymnasialaufsatz über das Thema ‚Beschreibung des Meeres‘. Der Aufsatz bestand aus vier Worten: ‚Das Meer war groß‘. Ich halte Das für ganz vorzüglich!“ Alle Naturbeschreibungen bei Tschchow erinnern an diesen Aufsatz aus vier Worten. Um sich nach Alledem, was über das Meer gesagt worden ist, des ersten und wichtigsten Eindrucks, des der einfachen Größe, zu erinnern, muß man Wilder, Kind oder genialer Künstler sein. Wenn er die Natur beobachtet, vergißt Tschchow nie, daß „das Meer groß war“.

Die Leute sehen das Wichtigste in sich und in den Anderen deshalb nicht, weil es ihnen durch vieles Sehen gleichgiltig geworden ist, weil es dem Auge allzu gewöhnlich erscheint. Das Auge Tschchows ist so gebaut, daß er immer und in Allem dieses unsichtbare Gewöhnliche sieht und zugleich damit doch das Außerordentliche im Gewöhnlichen erkennt. Das Vermögen, von der äußersten Kompliziertheit zur ursprünglichen Einfachheit der Empfindung zurückzukehren, zu ihrem Ausgangspunkt, zu ihrem einfachsten, wahrsten und hauptsächlichsten Inhalt: dieses Vermögen ist die Eigenthümlichkeit der Aesthetik Tschchows, Puschkins und überhaupt der russischen, Alles vereinfachenden Aesthetik.

Wie unendlich viele prächtige Vergleiche sind, von Homer bis zu den Dekadenten, zur Beschreibung des Gewitters aufgewandt worden! Tschchow schildert es so: „Unks bligte ein bleicher, phosphoreizirender Streifen auf und erlosch wieder; es war, als hätte Jemand mit einem Streichholz über den Himmel gestrichen. Es hörte sich an, als schreite irgend Jemand über ein eisernes Dach. Wahrscheinlich ging er barfuß über das Dach; deshalb dröhnte das Eisen so dumpf.“ Was kann (so scheint es) kränkender für den Blick sein als der Vergleich mit einem angestrichenen Fäulholz, was für den Donner verletzender als der Vergleich mit dem Barfußgehen auf einem eisernen Dach? Und doch wird hier das Erhabene durch das Niedrige nicht nur nicht erniedrigt, sondern noch mehr erhöht; das Große wird nicht verkleinert durch das Kleine, sondern noch vergrößert. Und so ist es immer; je poetischer die Natur, um so prosaischer die Vergleiche, mit deren Hilfe er sie beschreibt. Aber in der Tiefe der Prosa zeigt sich die ganze Tiefe der Poesie.

„Die abendliche Steppe versteckt sich wie Judenkinder unter der Decke.“ Der Mond erscheint „provinglerisch“; die Sterne gleichen „neuen Fünfzehnkopfenstücken“; die Birke gleicht einer „jungen, wohlgebauten Dame“; die Wolke einer „Scheere“. In der Stille der Julinacht singt ein einsamer Vogel, immer die selben zwei, drei Töne wiederholend, als frage er: „Sahst Du Niska?“ Und antwortet sich sogleich selbst: „Ich sah ihn, sah ihn, sah ihn!“ Diese einfache Lautimitation verfestigt Einen mit einem Mal in die heimathliche, wie die Kinderstube so liebe, warme Zimmerbeglücktheit eines Sommerabends im russischen Dorf.

Die Natur nähert sich dem Menschen, wird gleichsam in seine Lebensführung hineingezogen, wird einfach und alltäglich; aber, wie immer bei Tschchow, je einfacher, um so geheimnißvoller, je alltäglicher, um so außerordentlicher. Er ist ein großer, vielleicht sogar der größte Sittenschilderer der russischen Literatur. Wenn das heutige Rußland vom Antlitz der Erde verschwände, so könnte man nach den Werken Tschchows das Bild des russischen Sittenlebens am Ende des neunzehnten Jahrhunderts mit den kleinsten Details wiederherstellen.

Hier liegt übrigens nicht nur seine Stärke, sondern auch seine Schwäche. Er

kennt die heutige russische Lebensart wie kein Zweiter. Aber außer dieser Lebensart kennt er nichts und will er nichts kennen. Er ist im höchsten Grade national, aber nicht universell; im höchsten Grade zeitgenössisch, aber nicht historisch. Das von Tschekow geschilderte Sittenleben ist allein das der Gegenwart, ohne Berücksichtigung von Vergangenheit und Zukunft, ist der eine, zur Unbeweglichkeit erstarrete Moment, der tote Krampf der russischen Gegenwart, ohne allen Zusammenhang mit der Weltgeschichte und der Weltkultur. Kein Zeitalter, keine Völker; als gebe es inmitten der Ewigkeit nur das Ende des neunzehnten Jahrhunderts und in der Welt nur Rußland. Unendlich scharfsäugig und hellhörig für alles Russische und Zeitgenössische, ist er fast blind und taub für das Fremde und Vergangene. Er sah klarer als je Einer; doch er über sah Europa, über sah die Welt.

Langeweile, Verzagtheit: Das ist die hauptsächlichste und im Grunde einzige Leidenschaft aller Helden Tschekows; ja: eine Leidenschaft, denn auch die Verzagtheit ist, nach der tiefen Beobachtung der christlichen Kämpfer, „Leidenschaft“, noch dazu eine der allerheftigsten Leidenschaften. Wie man im Zustand chronischer Trunkenheit Wein trinkt, so langweilen sich Tschekows Helden in chronischer Betäubung.

Der Postillon, den es auf seinen Postwagen fröstelt, der Arzt des Bezirkskrankenhauses, der Sohn des Ministers und Revolutionär, der diesen Minister töten will, der bereits erwachsene Gymnasiast, der aus der Schule lief und sich, mir nichts, Dir nichts, eine Kugel in den Schädel jagt, der alte Professor, der deportierte Bagabund in Sibirien, die Artistin aus der Provinz, die Guten und die Bösen, die Gescheiten und die Dummen, die Glücklichen und die Unglücklichen: alle Stände, alle Klassen, alle Lebensalter geben sich dieser Leidenschaft der Verzagtheit hin. In den großen Städten und in den abgelegenen Städtchen, in den Dörfern und in den einsamen Halbstationen, in den verfallenen Adelsnestern und in den Fabriken, in den Hotels der großen Welt und in den Klöstern, in den Bordellen und in den Stuben der Gelehrten: überall Verzagtheit. Eine gewisse metaphysische Langeweile, das Gefühl unendlicher Leere, der Zwecklosigkeit und Nichtigkeit alles Befehenden. „Der russische Mensch lebt nicht gern“: Das ist die erschauende Entdeckung Tschekows. Nicht nur der russische Mensch, scheint's, sondern auch die russische Natur lebt nicht gern.

Das Vorgefühl des allgemeinen Endes, des Weltunterganges, giebt den Grundgesang, das Leitmotiv der Russ Tschekows. Manchmal, bei toter Stille vor Gewittern, singt ein lustiger Vogel, stöhnt gleichsam, sehnüchelig, traurig und klagend: so ist das Lied Tschekows. Jetzt sind wir aus dieser Stille vor dem Gewitter bereits heraus, aus der tschekowischen Langeweile; schon sehen wir das Wetter, das er prophezeit: „Es kommt ein Unwetter herauf gegen uns Alle; ein gesunder, starker Sturm bereitet sich vor, der schon im Anzug, schon in der Nähe ist und der bald von unserer Gesellschaft die Trägheit, Gleichgültigkeit und faule Langeweile hinwegblasen wird“ („Drei Schwestern“). Tschekow empfand Langeweile und Furcht; wir empfinden jetzt Furcht und Freude. Endlich einmal das Gewitter! Endlich „steigt es“, reißt sich los, stürmt dahin. Alles ringsum fliegt, auch wir fliegen, herauf und herab, zu Gott oder zum Teufel: wir wissen es einstweilen nicht, fürchten uns, es zu wissen, aber wir fliegen jedenfalls, sehen nicht hin. Und, Gott sei gelobt: das Leben ist zu Ende, das Erleben beginnt.

Aber wie groß auch die Stärke des Sturmes sein mag, der die Lebensform Tschekows fortjagen wird: wir werden sie nie vergessen, die weiße Wölfe auf dem

Dunkel der Gewitterwolke mit ihrem klagen-verheißungsvollen Schrei. Wie groß auch der Schrecken am Ende sein möge: die durchbringend-traurige Ffötte des armen Anton Tschchow, die dieses Ende prophezeite, vergessen wir nicht.

Wie stand Tschchow zur Religion, insbesondere zum Christenthum? Nach seinen Werken läßt sich als wahrscheinlich nur errathen, daß er, ähnlich seinen Helden, im Christenthum nur „eine der humanitären Wissenschaften“ sah, die menschliche Moral in ihm anerkannte, alles Andere aber als Aberglauben verwarf; doch auch in diesem gereinigten Zustande erschien ihm das Christenthum zweifelhaft. Die That-sache, daß das Christenthum in den Werken Tschchows fast nie zu Worte kommt, ist an und für sich bedeutsam.

Ich müßte mich mit dem Gesagten begnügen, wenn das Geschick mir nicht zwei Dokumente von außergewöhnlichem Werth für die Geschichte der inneren religiösen Erlebnisse Tschchows in die Hände gespielt hätte; zwei Dokumente, die er immer sorgsam verbarg. Es sind zwei unveröffentlichte Privatbriefe an den Redakteur S. B. Dsagilew, dessen Liebenswürdigkeit ich die Erlaubniß verdanke, Auszüge aus diesen Briefen hier anzuführen. In dem einen von ihnen, vom zwölften Juli 1903 (ein Jahr vor seinem Tode), schreibt Tschchow: „Ich habe meinen Glauben lange verloren und kann nur zweifelnd auf jeden intelligenten Gläubigen blicken.“

In dem zweiten Brief (vom dreißigsten Dezember 1902) heißt es mit Bezug auf die moderne religiöse Bewegung in Rußland, die von Solowjew und Dostojewskij ausging und sich zum Theil, wenn auch lange nicht vollständig, in den religiös-philosophischen Versammlungen und in der Zeitschrift „Der neue Weg“ aussprach: „Sie schreiben, wir hätten von einer ernst zu nehmenden religiösen Bewegung in Rußland gesprochen. Wir sprachen aber von einer Bewegung nicht in Rußland, sondern innerhalb der Intelligenz. Ueber Rußland will ich keine Worte verlieren; die Intelligenz aber spielt einstweilen nur mit der Religion, hauptsächlich aus Langeweile. Von dem gebildeten Theil unserer Gesellschaft kann man behaupten, daß sie sich von der Religion entfernt hat und immer weiter entfernt, was man auch sagen mag und was für philosophisch-religiöse Gesellschaften sich auch versammeln mögen. Ob Das gut sei oder nicht, will ich nicht entscheiden; nur behaupte ich, daß die religiöse Bewegung, von der Sie sprechen, ein Ding an sich ist, die ganze moderne Kultur aber wiederum ein Ding an sich; man darf die zweite nicht in ursächliche Abhängigkeit von der ersten bringen. Die heutige Kultur ist der Beginn einer Arbeit im Namen der großen Zukunft, einer Arbeit, die vielleicht noch Jehntausende von Jahren dauern wird, bis einst, sei es auch in ferner Zukunft, die Menschheit die Wahrheit vom echten Gott erkennt; Das heißt, bis sie diese Wahrheit nicht mehr bloß erräth, nicht mehr bei Dostojewskij suchen muß, sondern sie klar erkennt, wie sie erkannt hat, daß zweimal Zwei Vier ist. Die heutige Kultur ist der Anfang der Arbeit, während die religiöse Bewegung, von der wir sprachen, ein Ueberbleibsel ist, das Ende Dessen, was ausgedient hat und abstirbt.“

Dostojewskij glaubte an die Wahrheit der Lehre Christi; diese Wahrheit war gewiß für ihn von gänzlich anderer Ordnung als der Satz „zweimal Zwei ist Vier“, aber nicht von geringerer, sondern von größerer Glaubwürdigkeit. Der Glaube Dostojewskijs erscheint Tschchow als dunkles „Errathen“; etwa deshalb, weil die Welt der inneren mythischen Erfahrung, der Dostojewskij so nah steht, Tschchow fast unbekannt ist? Diese innere religiöse Erfahrung ist vielleicht objektiv trägerisch, aber

nicht im Mindesten weniger genau und klar als die exaktesten und klarsten mathematischen Wahrheiten. Es versteht sich, daß Dem, der mit der Integral- und Differentialrechnung nicht vertraut ist, die Formeln der Höheren Mathematik weniger klar erscheinen als die Angabe, daß zweimal Zwei Vier ist. Daraus folgt aber nicht, daß sie weniger exakt und glaubwürdig sind. In jedem Fall heißt ein Zurückgehen von der Höheren Mathematik zum Einmaleins beim Suchen nach allgemein verständlicher Klarheit nicht: vorwärts schreiten, sondern: zurückgehen, nicht der großen Zukunft, sondern der kleinlichen Vergangenheit entgegen. Wenn Tschchow der angeblich ungenügend klaren religiösen Wahrheit, an die Dostojewskij glaubte, die aber nicht von Dostojewskij, sondern von Christus den Menschen offenbart wurde, die andere, noch unbewußte Wahrheit „vom echten Gott“ gegenüberstellt, die vielleicht nach Zehntausenden von Jahren entdeckt werden wird und die alle göttlichen Geheimnisse, die bisher den Menschen furchtbar und unerforschlich erschienen, so allgemeinverständlich wie das Einmaleins macht, so unterschreibt damit Tschchow das Lobesurtheil nicht nur der heutigen religiösen Bewegung in Rußland, sondern auch des ganzen Christenthums, des gesammten religiösen Lebens der Menschheit, als eines absterbenden „Ueberbleibfels“, als der Trümmer alten, Niemandem nützenden Uberglaubens; so zerreißt er damit jedes lebendige Band zwischen Vergangenheit und Zukunft der Weltkultur. Wenn er Recht hat, so ist allerdings nicht nur die heutige religiöse Bewegung in Rußland, sondern auch das ganze Christenthum „ein Ding an sich“ und eben so „die heutige Kultur ein Ding an sich“. Sie sind Feinde auf Leben und Tod. Wenn auch Tschchow diese Folgerung nicht zog, so ist doch klar, daß er sie nicht hätte vermeiden können.

„Ich sterbe“: diese zwei Worte soll Tschchow vor seinem Tode gesagt und nichts weiter hinzugefügt haben; er hatte ja auch nichts hinzuzufügen: Tod ist Tod, wie „zweimal Zwei Vier ist“; der Tod ist das Nichts, das Leben der Tod, Alles Tod, Alles nichts. Und der tote Körper Tschchows wird in den „Waggon zum Transport frischer Aukern“ verladen und am Sarge des verstorbenen Lehrers halten lebendige Lehrmeister ihre Reden vom Fortschritt, vom ewigen Leben im Diesseits, vom irdischen Paradies der Zukunft, vom großen Menschengestir, der „einmal die Unsterblichkeit erfinden wird“. Laßt sie reden! . . . Nicht darum wird der Tod zum Tode, weil es keine Unsterblichkeit giebt, sondern darum, „weil man keine Unsterblichkeit wünscht“, weil sie dieser Menschheit nicht nothwendig ist, weil nichts (oder, richtiger: das Nichts) nothwendig ist. Und eben darum glaubt der Ungläubige nicht an die Unsterblichkeit: weil er sie nicht will, nicht wollen würde, auch wenn er wüßte, daß sie existirt, und weil er, wie Iwan Karamasow, in dem Fall „sein Billet dem lieben Gott hochachtungsvoll zurückschicken würde“. Dies erst ist wahrer, nicht nur körperlicher, sondern auch geistiger Tod, der ewige Tod, von dem in der Apokalypse geweihsagt ist, der andere Tod, von dem kein Auferstehen möglich ist.

In den beiden letzten und vielleicht gewaltigsten Werken Tschchows, den „Drei Schwestern“ und dem „Risshengarten“, schreinen alle handelnden Personen längst gestorben; der Zustand, in dem sie sich befinden, ist wie „ein Leben, das sich nur noch wie aus Trägheit weiter fortsetzt“, wie eine Frist zwischen zwei Todesstunden, wie „eine letzte Gnade“. Uebrigens ist ihnen selbst zu Sinn, als existirten sie gar nicht mehr, als seien sie schon gestorben: „wir sind gar nicht vorhanden; wir existiren nicht; es scheint nur so, als existirten wir.“ Sie reden, sie treiben Einiges,

wissen aber selbst nicht, was. Sie phantasieren wie im Schlaf oder wie im Sterben. Manchmal versuchen sie, „zu erkennen“, sich zu besinnen, flüstern angstvoll: „Wäht' ich nur, wäht' ich nur!“ Sofort aber schlafen sie wieder ein und phantasieren im Traum, im Tode vom Leben, vom Glück, von der Tugend, von den Kranichen, die am Himmel auf und ab fliegen, Niemand weiß, wohin und warum, vom blühenden Kirschengarten, vom künftigen Paradies auf Erden: „Welch ein Leben wird nach zwei-, dreihundert Jahren sein, — Welch ein Leben!“

. . . Und die ganze russische Intelligenz klatschte in die Hände ob dieses Triumphes des neuen Lebens! Und Niemand merkte den Leichengeruch, Niemand begriff, daß Dies kein neues Leben ist. Hat Tschekow selbst es begriffen? Wenn er es begriff, so hat er es doch Keinem gesagt. Er hat geschwiegen.

„Ich sterbe“: Das waren die letzten Worte, die Tschekow sprach. „Stille herrscht, nur weit hinten im Kirschengarten läßt sich der Schlag der Axt vernehmen, die auf die Bäume niederfaßt.“ Das waren die letzten Worte, die Tschekow niederschrieb. Sie erwiesen sich als Prophezeiung. Kaum war er tot: da erdröhnte die Axt. Schon sitzt das Beil an der Wurzel. Jeglicher Baum, der keine Früchte trägt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen. Kaum verklang der letzte Ton der Flöte, die vom Ende sang: da begann auch schon das Ende.

Tschekow schwieg; was ihn aber dieses Schweigen kostete, zeigen einige unvorsichtige Bekenntnisse seiner Helden. „Bin ich einmal Schriftsteller“, sagt der Schriftsteller Trigorin, „so habe ich die Pflicht, vom Volk zu sprechen, von seinen Leiden und von seiner Zukunft, von der Wissenschaft, von den Menschenrechten und so weiter. Und ich rede über das Alles, ich beile mich, man heßt mich von allen Seiten, man ärgert sich; ich renne von einer Seite zur anderen wie der Fuchs, wenn ihn die Hunde jagen“. Und als die russische Intelligenz an Tschekow herantrat mit der selben verzweifelten Bitte, mit der „das arme Ding“, die Schülerin des alten Professors in der „Langweiligen Geschichte“, ihrem Lehrer naht: „Was soll ich thun?“, — da hätte ihr Tschekow wohl das Selbe antworten mögen, was der alte Professor „dem armen Ding“ antwortet: „Auf Ehre und Gewissen, ich weiß es nicht!“ Aber Tschekow war zu „vorsichtig“, um diese Antwort zu geben. Er konnte von sich sagen, was ein Freund, der an die Wissenschaft schon nicht mehr glaubt, zu dem alten Professor sagt: „Ich bin vorsichtiger, als Sie glauben, und denke nicht daran, so Etwas öffentlich zu sagen. Gott bewahre!“ Und Tschekow antwortete „dem armen Ding“: „Nach zwei-, dreihundert Jahren wird das Paradies auf Erden sein“.

Moskau.

Dmitrij Merejskowskij.



Spekulation in Lebensmitteln.

Die Spekulation werden die Börsenfeinde niemals beseitigen. Wer's hofft, ist um seine Raibetät zu beneiden. Den Lebensmitteln, den Gegenständen täglichen Bedarfses müßte die Spekulation aber fern bleiben. Dabei ist an Zucker und Kaffee, aber auch an Baumwolle und Petroleum zu denken. Das wichtigste Pro-

datt, Getreide, nenne ich besonders, weil hier die Bekämpfung spekulativer Ausschweifung zu der nicht zu billigenden Rettung des unentbehrlichen Terminhandels geführt hat. Die Spekulation in Getreide wirkt, weil neben ihr auch nützliche Einrichtungen bestehen, nicht so schlimm wie die in anderen Waaren. Bei Kaffee und Zucker sieht man eigentlich immer nur das heiße Bemühen, die Preise in die Höhe zu treiben; die natürliche Entwidlung würde für beide Produkte eine ständige Preisminderung bedingen. Die Erde liefert weniger Getreide, als der normale Verbrauch erfordert. Kaffee und Zucker dagegen giebt es in überreichlicher Fülle; gäbe es, wenn die Entwidlung nicht gestört würde. Durch allerlei Manipulationen zwingt man aber die Verbraucher, Preise zu zahlen, die einer das Angebot übersteigenden Nachfrage entsprechen. Wir haben gesehen, wie es die großen französischen Zuckerspekulanten machen. Faluzot und Cronier versuchten, allen Zucker, den sie bekommen konnten, aufzukaufen, um die Preise in die Höhe zu treiben. Da aber selbst der stärkste Spekulant kaum jemals alle sichtbaren Mengen eines bestimmten Naturproduktes in seine Gewalt zu bringen vermag, muß schließlich einmal der Augenblick kommen, wo die Gegenpartei die Bestände, die der Aufmerksamkeit des Hausiers entgangen sind, auf den Markt holt, damit einen Druck auf die Preise übt und den Hochspekulanten zwingt, um jeden Preis die gesperrten Quantitäten freizugeben. Die „schwimmen“ nun auf dem Markt; der Konsum ist ja nicht vorbereitet, so große Mengen plötzlich aufzunehmen. Bei normalem Geschäftsverlauf wäre gewiß das gesammte Produkt untergebracht worden. Die Verbraucher waren aber genöthigt, ihre Dispositionen nach denen der Spekulanten zu richten. Sie schränken sich, so lange die Preise unnatürlich hoch sind, möglichst ein; und wenn dann die Krisis eintritt, ist der Konsum, dem die Hülfskraft des Va banque spielenden Spekulanten fehlt, nicht zur Aufnahme bereit. So ist gekommen, daß die Regulirung der Verbindlichkeiten Faluzots und Croniers den Zuckermarkt über ein Jahr in Unruhe hielt und ständigen Preisschwankungen aussetzte. Jetzt drohen neue Wirrnisse. Im Herbst läuft die Brüsseler Konvention ab. Auch sie hat im Grunde nichts Anderes bezweckt als die Beseitigung eines Privilegs, das den inländischen Konsumenten zwang, höhere Preise zu zahlen, als die Lage der Zuckerproduktion bedingt hätte. Die durch die Konvention beseitigten Ausfuhrprämien begünstigten den ausländischen Verbraucher; der Zuckereport war größer, als er nach dem Stande des inländischen Bedarfes sein durfte. Die Folge war eine künstlich geschaffene Knappheit, der im Inland hohe Preise entsprachen. Die Brüsseler Konvention sollte dieses unnatürliche Verhältniß beseitigen. Die Länder, die für ihren Bedarf nicht genug Zucker produziren, auf den Bezug fremden Zuckers angewiesen sind und deshalb aus dem System der Exportprämien Nutzen zogen, hatten an dem Abkommen wenig Freude. Das gilt zunächst von England, von dem man noch nicht genau weiß, wie es sich zu der Erneuerung der Konvention stellt. Rußland ist gewiß nicht für die Erneuerung, da seine Zuckerindustrie wegen der geringen Kaufkraft des Volkes ja exportiren muß. ¶

Die Kaffeespekulation wirkt noch schlimmer. Die brasilianische Kaffeecalorisation (ein großer Name für einen netten Schwindel) hat einfach den Zweck, den Kaffee künstlich zu vertheuern. Bei dem von Temperenzlern oft vorgebrachtem Argument, der Kaffee sei kein Nahrungsmittel, sondern ein Gift, braucht man sich nicht mehr aufzuhalten. Auf die Behauptung, daß Kaffee ein langsam tödendes Gift sei, hat Kant geantwortet: „Ja, Das merke ich auch; ich sterbe daran schon seit siebenzig

Jahren.* Heutzutage rechnen wir den Kaffee zu den Volksnahrungsmitteln. Da der Preis dieses überseeischen Erzeugnisses für den Ausgabenetat des kleinen Mannes noch immer zu hoch ist, müssen die Leute mit geringem Einkommen sich mit minderwertigen Surrogaten begnügen. Auch die Armensten könnten jetzt aber echten Kaffee trinken, wenn die Spekulation nicht immer wieder große Posten dem Markt fern hielte, um den Preis nicht sinken zu lassen. Das Hauptbezugsgebiet ist Brasilien mit den Kaffestaaten Rio de Janeiro, Minas Geraes und Sao Paulo. Jeder dieser Staaten hat eine eigene Regierung und kann selbständig für sich Geschäfte machen. Außerdem hat auch die brasilianische Zentralregierung das Recht, Anleihen aufzunehmen. Die Kaffeevalorisation, die eine Kräftigung des Kaffeemarktes anzustreben behauptet, geht zunächst von dem Staate Sao Paulo und in zweiter Linie von der Zentralregierung in Rio de Janeiro aus. Die Kaffee-Ernte, deren reicher Ertrag den Preis drücken müßte, soll künstlich eingeschränkt werden; im Interesse des Pflanzers natürlich. So sagen die Spekulanten, die ihre häßliche Blöße mit dem Mantel christlicher Nächstenliebe decken möchten. Soll man etliche Millionen Sack Kaffee ver-
.....vrenadek' ovet Mo vteer' verjen, pour corrigez is rordand' ur' jwaffsen unkecovt
 und Nachfrage ein erträgliches Verhältnis herzustellen? So weit geht die evangelische Selbstlosigkeit der Spekulanten nun doch nicht. Sie begnügen sich, große Waarenmengen einzusperrten; sie einem Finanzsyndikat zu überlassen, das sie einstweilen dem Markt vorenthält. Die Regierungen von Rio de Janeiro und Sao Paulo gehen Hand in Hand mit der Spekulation. Beide Staaten haben zur Durchführung der Kaffeevalorisation, also zum Ankauf von 4 bis 5 Millionen Sack Kaffee, drei Anleihen im Betrag von 4, 3 und 5 Millionen Pfund Sterling, zusammen fast einer Viertelmilliarde Mark, ausgenommen. Dieses Vorgehen unterscheidet sich im Prinzip nur wenig von den Manipulationen der großen Inderspekulanten und ist den selben Gefahren ausgesetzt. Da durchaus nicht alle Kaffeepflanzer mit dem für ihre Existenz befundeten Interesse der Spekulation einverstanden sind (eine Abordnung von Pflanzern aus den Staaten Rio de Janeiro und Minas Geraes protestirte sogar beim Präsidenten wegen der ungerechtfertigten Bevorzugung des Staates Sao Paulo), so ist anzunehmen, daß eines schönen Tages durch forcirte Kaffeefuhr die Hauffespekulation der edlen Brasilianer durchkreuzt werden und dann eine Krise eintreten wird. Solche Katastrophe hätte, da hier auch die Sicherheit von Anleihen in Frage kommt, noch erheblich üblere Folgen als der Zusammenbruch eines Privatpekulanten. Die ganze finanzielle Stellung Brasiliens könnte erschüttert werden; der Wohlstand und die Kreditwürdigkeit des Landes ist ja von dem Aussehen des Kaffeemarktes abhängig. Weh's diesem Markt schlecht, so leidet das ganze Land darunter. Die Valorisationsanleihen sind in London untergebracht; deutsches Kapital ist also direkt nicht daran beteiligt. Doch aus einem anderen Grund haben wir ein großes Interesse an der Integrität des brasilianischen Staates Sao Paulo. An der Berliner Börse wird eine fünfprozentige Eisenbahnanleihe dieses Staates notirt und gehandelt, die im April 1905 durch die Dresdener Bank (nicht ohne heftigen Widerspruch von mancher Seite) eingeführt worden ist. Die Anleihe gilt zwar als durch eine Hypothek auf eine Eisenbahn, die Sorocabana-Bahn, sichergestellt. Diese Garantie würde aber versagen, wenn der Schuldner in finanzielle Schwierigkeiten geriethe; denn die Zinsen der Anleihe werden aus dem Ertrag der Kaffeetransporte bezahlt, müssen, sobald es da hapert, also verkürzt werden. Außer den Kaffeetrinkern könnten deshalb auch die Leute leiden,

die brasilianische Rente gekauft haben. Daß an der Kaffeevalorisation auch fremdes Kapital sich beteiligt, ist besonders unerfreulich. Die Yankees sind natürlich dabei; sie wollen das Gesetz von Angebot und Nachfrage ja überhaupt nicht anerkennen. Merkwürdiger ist die Mitwirkung der Belgischen Nationalbank. In Belgien hat sich ein Syndikat von angesehenen antwerpener Firmen und Banken gebildet, das sich verpflichtet, dem Staat Sao Paulo nach und nach eine Million Sack Kaffee abzunehmen und dieses Quantum bis mindestens zum Dezember dieses Jahres dem Markt fern zu halten. Man will Antwerpen als Mittelpunkt des Kaffeehandels gegen die Konkurrenz von Liverpool und Lissabon schützen; trotz der Angabe dieses ideoellen Zweckes ist die Theiligung der Belgischen Nationalbank seltsam. Mag die belgische Regierung das Vorgehen billigen (wenn es ungefährlich wäre, könnte man's ja leicht verhindern); ein Centralnoteninstitut dürfte nicht an der künstlichen Vertheuerung eines Nahrungsmittels mitwirken. Man hat zur Entschuldigug der Belgischen Nationalbank gesagt, daß sie auf die Anfrage der zum Syndikat gehörenden angesehenen Häuser, ob sie geneigt sein würde, Kaffeewarrants bis zum Gesamtbetrag von 50 Millionen Francs zu beleihen, schon mit Rücksicht auf die ersten Geschäftsleute keinen ablehnenden Bescheid geben konnte; auch komme es für sie ja nur darauf an, ob die Warrants den statutarischen Vorschriften entsprechen, und sie habe nach dem Zweck der Lombardirung nicht zu fragen. Das ist der berüchtigte Grundsatz schlechter Bureaukratie: Wir wissen nur, was uns amtlich mitgetheilt wird. Die Bank wußte genau, um was es sich handelte, und durfte deshalb nicht zustimmen. Das londoner Haus Rothschild hat, weil es nicht eine ungesunde Spekulation unterstützen wollte, die Theiligung an der neuen Valorisationsanleihe abgelehnt. Und jetzt wird aus Rio gemeldet, die Kaffeestaaten wollten, da im Ausland kein Geld zu haben sei, durch eine innere Anleihe für die Valorisation Geld schaffen.

Bei der brasilianischen Kaffeevalorisation ist es schließlich so weit gekommen, daß die Kaffeeverbraucher selbst das Geld herbeischaffen, mit dessen Hilfe ihnen ein Nahrungsmittel vertheuert wird. Die Valorisationsanleihen werden im Publikum untergebracht; die Leute, die sie aufnehmen, schneiden sich ins eigene Fleisch. Und das belgische Finanzsyndikat wird versuchen, möglichst weite Kreise mit seinem Schicksal zu verknüpfen. Viel erfreulicher als das antwerpener Kaffeesyndikat ist die antwerpener Chambre-Arbitrale, ein Schiedsgericht zur Entscheidung von Streitfragen, die zwischen Importeuren und Exporteuren entstanden sind. Diese Chambre-Arbitrale hat besonders gute Dienste gegen schwindelhafte Mandover bei der Einfuhr von Nahrungsmitteln geleistet; und so ist denn auf der londoner Konferenz europäischer Getreide-Importfirmen beschlossen worden, eine der antwerpener ähnliche Arbitrage im Getreidehandel mit Amerika einzurichten. Zu den beliebtesten Tricks amerikanischer Getreidespekulanten gehört ja der, die Einrichtung der amerikanischen Zollzertifikate, die dem Abnehmer die Qualität des exportirten Korn's verbürgen, zu benutzen, um minderwerthige Qualitäten von Mais und Weizen, die oft sogar verfault sind, nach Europa zu senden. Die Beamten, die diese Zollscheine ausstellen, bereiten den Verfrachtern niemals Schwierigkeiten; und der europäische Importeur kann gegen den Exporteur nichts machen, weil der sich hinter das amtliche Zertifikat versteckt. So arbeiten die smarten Getreidespekulanten der Neuen Welt Hand in Hand mit ihren Behörden und der europäischen Konjument hat die Beche zu zahlen. Hoffentlich hört der Schwindel jetzt auf. Ladon.

Circus BuschTäglich Abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr**ROM****Grosse Original Ausstattungs-Pantomime in 7 Bildern.**

Besonders hervorzuheben: Das Radium-Ballet. Die grossen Kampfspiele im Circus Caligula. Die Todesfahrt über die zersprengte Brücke. Brand und Zusammensturz des Castor-Tempels. Feenhafte Licht- und Wasserspiele, sowie das grosse Galaprogramm:

Geschw. Foureux. Burghardt-Foottit. E. Schumann.**Kurhaus** von Dr. Rheinboldt in Bad Kissingen
für chronische VerdauungsstörungenHerz-, Nervenleiden, Mast- und **Entfettungskuren**
nach wissenschaftlichen Methoden.

Prospekte auf Wunsch.

Villa Olga, Bad Kissingen.

BERLIN**DER KAISERHOF**

DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT

GRAND RESTAURANT KAISERHOF

GRILLROOM KAISERHOF

FESTSÄLE KAISERHOF

GROSSE HALLE KAISERHOF

FIVE O'CLOCK-
KONZERT 4-6.Verlag von **Wiegandt & Grieben** (G. K. Sarasin) in Berlin S.W. n.

Demnächst erscheint:

Paul Ilg, Gedichte.

M. 3.—, geb. M. 4.—.

Misstrauen ist immer das erste, was man einem neuen Gedichtbände entgegenbringt. Meistens mit Recht. Und dennoch über- gibt hier Paul Ilg seine Verse und Lieder, in einem Bande gesammelt, der Öffentlichkeit, nachdem einige davon, in Blättern abgedruckt, schon manches Herz erleutet und sich die Gunst der Frauen erobert haben. Beim Lesen einiger dieser Gedichte wird man bald gewahr werden, dass hier der rechte Ton besser getroffen ist als in gar manchen anderen Liedern, und dass diese Verse wohl geeignet sind, in den Herzen Vieler ein Echo zu finden.

Hermann Kurz, Die Schartenmättler.

Roman.

M. 3.—, geb. M. 4.—.

Hermann Kurz, ein in der Schweiz durch seine Schauspiele schon vorteilhaft bekannter Autor, gibt uns hier eine schlichte und doch so inhaltsreiche Bauerngeschichte. — Was sind das für echte Menschen und wie ist da Alles voll Kraft und rechter Bauernart! Freilich umsonst nennt man die Leute jener Gegend nicht die Schwarzbuben, zart besetzt sind sie nicht und an Wortreichtum kränken sie auch nicht. Was sie aber tun, das ist nicht zu ändern, und was sie sagen, das glauben wir ihnen . . .

Hermann Burte, Drei Einakter.

M. 3.—, geb. M. 4.—.

Diese drei so verschiedenen Stücke geben ein getreues Bild von des Verfassers, eines Alemannen, Eigenart. Etwas fällt sofort auf: bei den Modernen ist Burte nicht in die Schule gegangen. Die Stücke sind spannend, voll gut geprägter Ausdrücke und Gedanken.

K. W. F. Solger, Erwin.

Vier Gespräche über das Schöne und die Kunst. M. 10.—, geb. M. 12.—.

Solger ist der einzige unter den Romantikern, der die Kunstanschauung der gesamten Romantik zusammenfassend ausgesprochen hat. Wie kein anderes Buch vermag der „Erwin“ (1815 erschienen) den Leser in jene Periode der Kunst und Philosophie zu versetzen, die unserer eigenen Zeit in so vielen Dingen ähnlich ist.

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.
Freitag, den 19. und Montag, den 22./4.

Der Revisor.

Sonnabend, d. 20./4. Das Wintermärchen
Sonntag, d. 21./4. Der Gott der Rache

Kammerspiele.

Freitag, den 19. u. Sonntag, den 21./4. 8 U.

Aglavaine u. Selysette

Sonnabend, den 20. u. Montag, den 22./4. 8 U.

Frühlings Erwachen

Weitere Tage siehe Anschlagstafel

Thalia-Theater

Täglich Abends 8 Uhr

Wo die Liebe hinfällt.

Sonntag, den 21./4. Nachm. 11. Eine lustige Doppel-Ehe

Theater des Westens.

Täglich 8 Uhr

Die lustige Witwe.

Gastsp. des Hamburger Operetten-Theaters. (Director Monti).

Neues Theater

Anfang 8 Uhr.

Bis auf Weiteres täglich:

Der Dieb.

Ein Stück in 3 Aufzügen v. Henry Bernstein.
Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Lortzing-Theater

Belle Alliancestr. 7/8. Direkt. Liebm.

Freitag, d. 19./4. 7 $\frac{1}{2}$ U. **Martha.**

Sonnabend, den 20./4. 8 U. **Fidelio.**

Sonntag, d. 21./4. 7 $\frac{1}{2}$ U. Die lust. Weiber v. Windsor

Montag, d. 22./4. 7 $\frac{1}{2}$ U. Das Mädchen d. Eremiten.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Der Teufel lacht dazu

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 8 Bildern von Julius Freund.

Musik von Victor Holzner.

Bender.

Joseph.

Stassary.

Giampietro.

Phila Wolff.

Cabaret Unter den Linden 22.

Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.
Eliteprogramm Schlager auf Schlager.

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

Emil Wechsler & Co. Bankgeschäft

Tel. III 3047 u. 3048.

BERLIN C.2, Burgstr. 26.

Tel.-Adr. Bankwechsler.

Kulante Erledigung aller in das Bankfach fallenden Geschäfte. Unsere Tages- und Wochenberichte über Börsen und Kuxenmarkt, sowie unsere monatlich erscheinenden „Finanziellen Mitteilungen“ stehen jedem Interessenten kostenlos zur Verfügung.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. II, Königgrätzer-Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

— Terrains, Baustellen, Parzellierungen. —

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.

— Sorgsame fachmännische Bearbeitung. —

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfg.

Berliner-Theater-Anzeigen

Neues Schauspielhaus und Mozartsaal.

Am Nollendorfsplatz Anfang 8 Uhr.
Freitag, d. 19., Sonnab., d. 20., Sonntag,
den 21./4. **Alt Heidelberg**
Montag, d. 22./4. **Berthas Hochzeit.**
Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Jeden Freitag. Populäres Sinfonie-
Concert d. Mozartsaal-Orchesters
Jeden Sonntag. Populäres Concert d.
Mozartsaal-Orchesters. Dirigent
Hofkapellmeister Paul Prill.

Komische Oper

Freitag, den 19., Sonnabend, den 20., Sonntag,
den 21. und Montag, den 22./4. 8 Uhr.
Gastspiel des Theat. des Westens.

Neugierige Frauen.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Kleines Theater.

Freitag, d. 19./4. **Bunbury**
8 Uhr
Sonnabend, d. 20. u. Sonntag, d. 21./4. 8 U.
Gastspiel des

Wiener Burgtheaters.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Lustspielhaus in Berlin

Täglich: Abends 8 Uhr.

Musarenfieber

Sonntag, den 21./4. Nachm. 3 Uhr.

Der Familientag.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten
wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften
Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer
Werke in Buchform, sich mit uns in Ver-
bindung zu setzen.

15, Kaiserplatz, Berlin-Wilmersdorf,
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Wissenswertes

für Denkende. Höchst lehrreiches
Buch. Preis M. 1.20. Preisl. 66 Bänder
gratis. R. Oschmann, Konstanz No. 516.



Photo-Apparate!

Ohne unseren neuen Katalog P, den wir
Jedermann umsonst und frei übersenden,
kauft man photogr. Apparate unbedingt

v o r e i l i g .

Union-Cameras werden nur mit Anastig-
maten von Goerz und Meyer ausgerüstet.
Lieferung gegen bequeme Monatsraten.

Stöckig & Co.

Dresden-A. 16 u. Bodenbacher Str.

Goerz Triöder-Binocles
Französische Ferngläser
Vergrößerungs-Apparate

gegen bequeme Monatsraten.

Kissingen

fördert den Stoffwechsel

Saison: 15. April bis 31. Oktober.
Rakoczy und Maxbrunnen weltberühmt für
 Trinkkuren
 (Wasserversand)

2 Solesprudel mit hohem Kohlensäuregehalt zu
 Badekuren

Noorbäder, Gradierwerk, Inhalatoren, Pneumatische Kammern, Traubenkur.
 Prospekte: Kurverein.

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Zehlendorf bei Berlin, Wanneseebahn
 Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).

Kuranstalt

Prächtige Lage, Alpenpanorama, Erstklass.,
 Komf. Vortreffl. mediz. Einrichtung. Für Erholungs-
 bedürftige, Innere- und Nervenkrankte.

Physikal., diätet. Behandlung. Das ganze Jahr geöffnet.

Prospekte auf Wunsch.
 Chefarzt:
 Dr. Wiszwiński.

bei München
 im Isartal.

Ebenhausen

Sanatorium f. Magen-, Darm-
 Leberleidende u.

Gallensteinkranke

Operationslose Kur.

Dr. med. Schürmayer
 Berlin S.W., Königgrätzer Str. 106.

Sanatorium Schloss Niederlösnitz

Frühjahrskuren. Station Kötzschenbroda Dresden. Mildes Klima. Physik-diätet. Behandl.
 nach Dr. Lehmann bei Nerven-, Herz-, Frauen-, Magen-, Darm-, Nierenleiden,
 Zuckerkr., Fettsucht, Rheuma, Gicht, Asthma. Prosp. frei d. die Direction E. Rötbe.

Schockethal

B. Cassel. Berner, Karstl. u. natürl. Heilw. Gr. Erlebe,
 Winterkuren. Post. Tel. 1151 Amt Cassel, Dr. Schaumlöffel.

Dr. Möller's Sanatorium
 Brosch. fr. Dresden-Loschwitz, Prosp. fr.
 Diätet. Kuren nach Schroth.

Kneippkur in Wörishofen.

Broschüre über das Wesen der Kneipp-
 kur u. Kurverhältnisse kostenlos durch
 den Kurverein.

Waldpark-Sanatorium
 Blasewitz bei Dresden.

3 Spezialärzte.
 Winterkuren.

Sämtliche mod. Kurmittel.
 Aller Comfort. — Prospekte.
 Besitzer: Dr. Fischer.

Magen-, Darm- Stoffwechsel-, Herz-, Nervenkr.

OPEL

Rüsselsheim ^aM.
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen

Schriftsteller

Bekanntester Verlag überm. litter. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Auss. günstig. Beding. Off. unt. B. N. 205. an Haasen-stein & Vogler A.-G., Leipzig.

Behandlung und Heilung von

Angst

Nervosität, Neurasthenie u. Gemütsleiden
v. u. Dr. Adalbert St. Phaz.
Preis gebettet Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.—
Webels Verlag, Leipzig-Brühl 41.

Ermahnung.

Gebt Euren Mädels und den Buben
nur Poetko's Apfelsaft aus Guben.

Poetko's Apfelsaft ist süßiges frisches Obst. Alkoholfrei. Naturrein. Unbegrenzt haltbar. Ideales Gesundheitsgetränk für Kinder. Nervöse. Genesende. Versand in Kästen, à 30 Fl. z. 40 Pf., Auslese 50 Pf. p. Fl. excl. Gl. ab Guben.

Ferd. Poetko, Guben 18.

Größte Apfelsaftkellerei Deutschlands.

Probeflaschen stehen den Herren Ärzten umsonst zur Verfügung.



MANNHEIM 1907
INTERNATIONALE KUNST- u. GROSSE
GARTENBAU-AUSSTELLUNG



1. MAI

PROTEKTOR: S. M. HOHEIT GROSSHERZOG
FRIEDRICH VON BADEN.

20. OKT.

Grosse Berliner Kunst-Ausstellung 1907

im Landes-Ausstellungs-Gebäude

am Lehrter Bahnhof

27. April bis 29. September

Täglich von 10 Uhr an geöffnet.

Eintritt 50 Pf. (Montags 1 Mk.) Dauerkarten 6 Mark.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigeheftet des Insel-Verlag in Leipzig betreffend der ungekürzten deutschen Ausgabe der

Erzählungen aus 1000 und 1 Nächten.

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Fusschweiss auch Hand- und Achselschweiss
 sofort geruchlos und normal durch

„Miotan“

(gesetzl. gesch.) ganz unschädlich. Franko-Zusendung gegen 75 Pfg. in Briefmarken. Echt einzig und allein bei **Max Arndt**, Berlin C. 19, Seydelstr. 31a am Spittelmarkt.

Zchte Portweine!

Sortiment No. 1, 3 Fl. sortiert, Mk. 4.20,
 Sortiment No. 2, 3 Fl. sortiert, Mk. 5.35,
 Sortiment No. 3, 3 Fl. sortiert, Mk. 7.60,
 Rotwein: St. Emilion per Fl. Mk. 0.74
 3 Fl. Mark 2.85. Reibstich garantiert
 erst vers. p. Post inkl. Verpack. frko. Nachn.

I. G. Heintzen, Westerstede (Oldb.).
 Wein-Import und Versandhaus.



„**Observer**“ Unternehmen für
 Zeitungsausschnitte

Wien I, Concordiaplatz 4,

liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach-
 und Wochenschriften aller Staaten und ver-
 sendet an seine Abonnenten

Zeitung-Ausschnitte

über jedes gewünschte Thema.

Prospekte gratis.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

Apostata

von **Maximilian Harden.**

7. bis 8. Tausend. 2 Bände à Mark 2.—

Inhalt vom I. Band: Phrasen. Die
 Schulkonferenz. Kollege Bismarck.
 Gips. Genosse Schmalefeld. Fran-
 cösische. Der Fall Klausner. Die beiden
 Leo. Der heilige Rock. Das goldene
 Horn. Der korsische Parveau. Der
 heilige O'Shea. Nicla und Erlort.
 Mahadd. Die ungehaltene Rede. Eine
 Mark Fünzig. Trüffelparade. Verein
 Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Su-
 prema lex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck
 a D. Lessings Doublette. Meupassant.
 Der Fall Apostata. Gekrönte Worte.
 Die romantische Schule. Menuet. She-
 Ma-Thsian. M. d. R. Erolca. Der ewige
 Barrabas. Sem. Dynamistik. Der 2. Bund.
 Kirchenvater Strindberg. Der
 Ententich. Jeder Band 87. 14 Bogen elegant broschiert.
 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Teppiche

Prachtstücke 3,75, 6.—, 10.—, 20.— bis
 500 Mark, Gardinen, Portieren, Möbel-
 stoffe, Steppdecken etc.

billigst im **Spezialhaus** Berlin, 158

Katalog (160 Illstr.) **Emil Lefèvre.**
 grat u. fr.

Für Juristen und Nationalökonomien

lese ich im II. Quartal 1907 über:

1. Die Theorie und Technik der Börsengeschäfte.

Sonnabend ½6—7 Uhr. Anfang 27. April.

2. Die Praxis des Aktienwesens.

Freitag 8—10 Uhr. Anfang 26. April.

Prospekte und Anmeldungen bei der Redaktion des **Plutus**, Charlotten-
 burg, Goethestrasse 69.

Georg Bernhard

Herausgeber des **Plutus**.

Bestellungen
 auf die

Einbanddecke

zum 58. Bande der „Zukunft“

(Nr. 14—26. II. Quartal des XV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum
 Preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt
 vom **Verlag der Zukunft**, Berlin SW. 48, **Wilhelmstr. 3a**
 entgegengenommen.



Saalecker Werkstätten

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Saaleck bei Kösen in Thüringen

Künstlerische Leitung: Prof. Schultze-Naumburg.

Abt. I: Architektur Abt. II: Gartenanlagen

Abt. III: Möbel und Inneneinrichtungen

Die Saalecker-Werkstätten übernehmen den Bau oder die Anlage von Stadt- und Landhäusern, Gärten, Herrschaftshäusern, Schlössern, Villen, Gärten und Parkanlagen, sowie die Lieferung einzelner Möbel und ganzer Wohnangehörigkeiten.



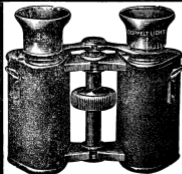
Durch die Lupe besehen

gibt es kein bis in die kleinsten Teile sauber gearbeiteteres Rad, als das „Jagdrad“. Beabsichtigen Sie also ein Fahrrad anzuschaffen, so fordern Sie sofort per Postkarte unseren großen Hauptkatalog mit tausenden Abbildungen, welcher Ihnen sofort kostenlos und portofrei zugesandt wird. Derselbe enthält ferner: Nähmaschinen, Haushaltungsmaschinen, Schußwaffen, Zubehörteile, Radfahrer-Bedarfsartikel und Sportartikel. Fünf Jahre Garantie. Auf Wunsch Ansichtsendung. Verkauf direkt an jedermann, also ohne Zwischenhandel.

**Deutsche Waffen-
u. Fahrrad-Fabriken
in Kreiensen 20 (Harz).**

Mittelmeerfahrt der Deutschen Touristen-Vereinigung.

Basel ab 10. Juli — Marseille, Algier, Tunis, Taormina, Palermo, Capri, Neapel, Pompeji, Sorrent, Rom, Ajaccio, Nizza, Basel. — Grosser Sonderdampfer. — Deutsche Küche u. Bedienung. — Gesamtpreis 385 Mk. Prosp. d. **P. A. Wagner, Waidenburg i. Schles.** Voss, d. D. T.-V.



Busch

Prisma- Binocles. Weltmarke.

Zu beziehen durch alle optischen Handlungen, Kataloge gratis und franko.

Rathenower Opt. Industrie-Anstalt, vorm. Emil Busch, A.-G., Rathenow.

Bank für Handel und Industrie.

Bilanz per 31. Dezember 1906.

Aktiva.		ℳ	⌘
Effekten-Bestände:			
Börsenmäßige Werte.....		40 709 743	32
Nicht börsenmäßig notierte Werte.....		6 107 236	45
Disponiblen Fonds:			
1. Wechsel.....	ℳ 168 033 850 90		
2. Kasse und Coupons.....	• 26 825 670 18		
3. Guthaben bei Bankiers.....	• 21 631 441 45		
4. Reports und Lombards inkl. Guthaben aus Kon-			
sortialgeschäften.....	• 73 380 629 02	229 926 611	55
Darlehen und Auslände:			
1. durch börsenmäßige Wertpapiere bedeckte Kredite	ℳ 117 827 354 44		
2. durch anderweitige Sicherheiten, wie Bürgschaften			
Hypothesen etc. bedeckte Kredite.....	• 65 074 890 48		
3. Nicht bedeckte Kredite.....	• 44 374 196 50	228 076 441	42
4. Aval-Kredite.....	ℳ 12 070 798 89		
Laufende Operationen.....			
Dauernde Beteiligungen an Banken und Bankgeschäften.....		47 168 113	44
Immobilien und Mobilien.....		30 256 474	14
Immobilien und Mobilien.....		10 934 178	10
Aktiv-Hypothesen.....		535 246	—
		595 814 037	45

Passiva.		ℳ	⌘
Grundkapital.....			
		154 000 000	—
Reserven:			
1. Allgemeine Reserve (gesetzliche Reserve).....	ℳ 19 000 000.—		
2. Besondere Reserve.....	• 10 500 000.—	29 500 000	—
Tratten und Avale:			
1. Tratten.....		78 488 271	42
2. Avale.....	ℳ 12 070 798 89		
Unerhobene Dividenden:			
von früheren Terminen.....		19 956	58
Konto-Korrent-Kreditoren:			
1. täglich fällige Verbindlichkeiten.....	ℳ 148 079 730 02		
2. später.....	• 167 25 19 10 4	315 334 670	47
Reserve für die Mark-Noten der früheren Bank für Süddeutschland.....			
		130 600	—
Regulierungskonto Filiale Hannover.....			
		3 250 000	—
Gewinn und Verlust-Konto:			
Gewinnssaldo.....		13 071 558 99	
		593 814 037	45

Gewinn- und Verlust-Konto für das 54. Geschäftsjahr 1906.

Soll.		ℳ	⌘
Geschäfts-Unkosten:			
Handlungsunkosten (einschließlich der Tantiemen an			
den Vorstand und die Oberbeamten).....	ℳ 6 096 743 90		
Steuern.....	• 712 931 96		
Gratifikationen an d. Beamten (Teuerungszulage, Weihnachts-, Abschluss-, Ehrengaben an Beamte, Zuwendung an die Pensionskasse (ℳ 230 000.—) und für wohlthätige Zwecke.....	• 1 175 678 34	7 990 374	20
Abschreibung auf Immobilien und Mobilien.....			
		459 107	58
Gewinn-Saldo.....			
		13 071 558	99
Verwendung des Gewinnes:			
1. Dividende pro 1906 von 5%.....	ℳ 12 320 000.—		
2. Tantieme des Aufsichtsrats.....	• 4 11 201.—		
3. Gewinn-Vortrag.....	• 520 358 99		
	ℳ 13 071 558 99		
		21 521 040	77

Haben.		ℳ	⌘
Zinsen von Wechseln, Guthaben bei Bankiers, Reports, Darlehen und Aus-			
ständen, abzüglich der gezahlten Zinsen.....			
		6 618 191	73
Provisionen, abzüglich der gezahlten.....			
		5 197 783	82
Gewinne aus Effekten inkl. Zinsen.....			
		3 169 687	73
Gewinne aus Finanzoperationen inkl. Zinsen.....			
		3 588 414	68
Gewinne aus dauernden Beteiligungen an Banken und Bankgeschäften inkl.			
Zinsen.....			
		1 857 75 09	
Valuten-Gewinne.....			
		758 475	83
Diverse Eingänge.....			
		17 652	34
Gewinn-Vortrag von 1905.....			
		293 329	94
		21 521 040	77

Wenn Sie
angestrengt
arbeiten,

so erhalten Sie Ihre notwendige Leistungsfähigkeit, oder stellen sie, wenn verloren, wieder her, indem Sie *Dr. Klopfer-Glidine* nehmen. Kein anderes Präparat erreicht die kräftigende Wirkung dieses natürlichen Nährmittels (reines Eiweiß mit Lecithin, wichtigsten Bestandteil der Nervensubstanz).

In Apotheken u. Drog., sonst vom Hersteller **Dr. DOERFNER KLOPFER**, Dresden-Leubnitz.
Tägl. Ausgabe ca. 24 Pfg. Weinschächelische Brauerei Kasselberg.

Forberg, Manuel d'Erotologie

Luxusausgabe mit 20 schwarzen und 20 bunten Kupferstichen M. 200.— Die Stiche allein, beschnitten, M. 40.— Die Stiche bunt M. 60.—; 1 Probeblatt M. 1.—; bunt Mk. 2.—. Photographien davon M. 26.—; bunt M. 50.—; einzeln à M. 1.50, bunt M. 2.50; Miniaturbl. M. —,80.

Seltene Bücher und Bilder

Zusendung porto- und zollfrei Prosp. gr.
Ch. Corday, 49 z. rue Mar. Le Prince, Paris.

Sobien erschienen! Hochaktuell durch
d. Prozess der **Tatiana Leontiew**

Geschichte d. öffentlichen Sittlichkeit in Russland.

Von **Bernh. Stern**.

Erster (*) abgeschlossener Teil, 502 Seit, m. 29 teils farb. Illustr., M. 7.—, Geb. M. 9.— Sterns Werk bildet die furchtbarste Anklage, die je gegen Russland erhoben ward. Alle im Prozess Leontiew zu Tage gekommenen Sittenschilderger, werd. hier eingehend nach authent. Quellen geschildert / ausführl. Prospekte u. Verlagsverzeichn. üb. kultur- u. sittengeschichtl. Werke gratis free.
H. Barsdorf, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2

Cabinet-Comet
Graeger
Sect
Gold & Silber
Zu beziehen durch
die Weinhandlungen
Carl Graeger
Sect-Kellerei
Hochheim a. M.

B & F



Vor Anschaffung eines photograph. Apparates bitten wir im eigenen Interesse, unser reichh. Camera-katalog **C** kostenfrei zu verlangen. Wir liefern die neuesten Modelle aller modernen Typen (z. B. Rocktaschen-, Rundbück-, Spiegelreflex-Cameras usw.) zu billigsten Preisen gegen bequeme

Monatsraten

Unter gleich günstigen Bedingungen offerieren wir für Sport, Theater, Jagd, Reise, Marine, Militär die amtlich empfohlenen Hensoldt-Prismen-Ferngläser, Binocles und Monocles sow. Pariser Gläser höchster optischer Leistung.



Preisliste **C** gratis und fret.

Bial & Freund Breslau II.

MORPHIUM

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.

All Komfort Zentralheiz. elektr. Licht. Familienleben. Prospekt frei. Zwanglose Entwöhnung von

ALKOHOL**POPE** Pferdestärke 500,— M. compl.

mit Benzol

50 % Betriebsersparnis.

Der einzige Wagen der mit Benzol wie mit Benzin läuft, ohne Umstellung.

Ing. Otto Pape, Berlin, Schiffbauerdamm 8.**Kurhaus Schloss Tegel bei Berlin.**Sanatorium für Physikal.-diätetische Therapie.
Spezialanstalt für psychische Behandlung nervöser Zustände.Arbeits- und
Beschäftigungskuren.**Dr. J. Marciniowski.****Bank für Werte ohne Börsennotiz G. m. b. H.**

Berlin, Wilhelmstrasse 70B.

Telegr.-Adr.: Special-Bank.
Telefon Amt 1, 9018, 9041, 9 50

An- u. Verkauf von Aktien, Obligationen ohne Börsennotiz. Anteilen von G. m. b. H. sowie von Kuxen u. Bohr-Anteilen. Sonder-Abteilung für deutsche Kolonialwerte. Ausführl. Kurszettel u. Auskünfte stehen Interessent. kostenl. zur Verfügung.

**ZÜST**

der erste Tourenwagen der Welt!

Wir bauen seit Jahren nur eine Type: Unserm 50 pferdigen grossen Tourenwagen. Wir bauen ihn daher vollendeter und preiswerter als jede andere Fabrik.

Fabriken
MAILAND und INTRA
Gegründet 1849Kapital und Reserven
ca. 5 000 000 L.**BERLIN NW.**
Unter den Linden 42.

Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses Carl Neuburger,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9—4 Uhr.

Max Marcus & Co., Bankgeschäft

Kassensabteilung
Abteilung für
Actien ohne
Börsennotiz.

BERLIN NW. 6, Luisenstrasse 36.

Kommanditirt von S. H. Oppenheimer jr., Hannover.

Essener Niederlassung: Münzschelmer & Co. Ständige Vertretung an den Börsen: Berlin, Hamburg, Essen, Düsseldorf, Teleggr.-Adr. Berlin u. Essen Bergwerkswerte, Hannover Oppenheimer jr. Telefon Berlin Amt IIIa 4120, 4121, 4122. Essen 39, 313, 1083 Hannover 55, 2046, 2014.

Specialabteilung für Kolonialwerte.

(unt. Verb.)	Kauf. %	Verk. %	(unt. Verb.)	Kauf. %	Verk. %
Borneo-Kautschuk-Compagnie...	—	102	Molise Pflanzungsgesellschaft	80	85
Deutsche Agaven-Gesellschaft...	130	135	Neu-Guinea-Comp.-Vorzugs-Akt.	—	100
Deutsch-Ostafrik. Plantag.-Ges.	17	21	Ostasiatische Handelsgesellsch.	68	75
Deutsch Ostafrik. Ges. St.-Ant.	98	—	Safata Samoa-Gesellschaft	—	103
do. Vorz.-Ant.	99	104	Samoa-Kautschuk-Comp., A.-G.	—	97
Deutsche Hdl.-u. Plant.-Ges. d. S.-I.	170	178	Sakarre-Kaffee-Plantagen-Akt. ...	—	15
Deutsche Kol.-Ges. f. Südwestafr.	180	188	Usambara-Kaffeebauges., St.-Ant.	29	32
Deutsche Samoa-Gesellschaft ...	82	87	„Victoria“, Westafrikan. Pfl.-Ges.	30	35
Jaluit-Gesellschaft...	235	215	Westafrikan. Pflanzungs-Gesell-	—	—
Kamerun-Kautschuk-Compagnie	—	100	schaft „Bibundi“, St.-Ant.	70	85
„Meerja“ Pflanzungsges., A.-G.	—	87	do. Vorz.-Ant.	95	100

Alle Geschäfte schliessen wir als **Eigenhändler und provisionsfrei ab.** Abgeschlossen 12. April 1902.

Sieben erschien:

„Afrikanischer Lorbeer“ Kolonialroman

Von **Alfred Funke.**

550 Seiten. Brosch. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—.

„In Deutsch-Ostafrika spielt dieser Kolonialroman, der mit rückblickender Wahrheit, aber mit vollendeter psychologischer Feingebild das Leben und Treiben in den Kolonien schildert. Das Buch ist wie ein Spiegel unserer heutigen Kolonialpolitik. Es ist fesselnd durch, gewiss. — Ein heiliger Berg weht durch das Buch und zugleich ein froher Glaube an einen künftigen Frühling.“ Berl. Lok.-Anz. v. 5. 4. 02.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Vita, Deutsches Verlagehaus, Berlin NW. 52.

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte mit gerichtlichem Urteil u. anal. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Also sprach Herakleitos.

„Über das All.“ Deutsch v. Dr. Maximil. Kohn. Es giebt noch keinen rein deutschen Heraklit. Man kennt nur sein „Alles fliesst.“ Vielleicht ist der Stammvater alles Evolutionismus. Vielen im deutschen Gewande lieb. — Preis 60 Pfg. Hamburg (24), Verlag Eigen (Dr. Kohn).

Charakter-

Analysen nach der Handschrift von P. P. Liebe haben zum Idealziel: dem Gemüt einen intimen Reiz einzuflössen, das persönliche Leben zu erweitern. Wissenschaftl. Original-Methode, psycho-graphologische Praxis seit 1890. Auf briefliche Anfrage kostenlos: seriöse Broschüre u. Honorarbedingung für die Beschreibung Ihres Innenlebens.

P. P. Liebe, Schriftsteller in Augsburg.

Im herrlichen Zackental! „Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn—Schreiberhau.

Fernsprecher 27.

oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge (Bahnhstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neu-rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände, Diätetische Kuren.

Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte, nebel-freie, adelholzreiche Lage. Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr geöffnet. Näheres Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt oder Administration in Berlin S.W., Mückernstr. 118.

Mit Riesenschritten

ging die Marke
MOËT & CHANDON

in Amerika vorwärts
und steht seit 1904
an erster Stelle
in der Exportliste für
Französischen Champagner
nach den Vereinigten
Staaten von Nordamerika

Der Versand betrug:
(Kisten à 12 Flaschen)

1900	21118 Kisten Moët & Chandon
1901	61191 " Moët & Chandon
1902	91777 " Moët & Chandon
1903	102098 " Moët & Chandon
1904	122780 " Moët & Chandon

Beliebteste Marke:
Goût Américain

White Star „sec“
Französischer Erzeugnis

